Dieter Vollmer

GEOPFERTE ZUKUNFT



Für Herrn
Olaf Braun

Dieter Vollmer

GEOPFERTE ZUKUNFT

Eine späte Rückschau

Sehr persönliche Erinnerungen
an Hitlerjugend und Reichs-
jugendführung

1930 - 1945

Schleswig 1987/91

(Gedruckt in Hannover 1992,
Manuskript abgeschlossen
1987/88 in Schleswig)

Umschlagmotive von
Wilhelm Petersen aus dem
Zyklus "Totentanz"

"Ach, Patroklus liegt begraben,
und Thersites kehrt zurück!"
(Homer)

Dem unverlierbaren Andenken aller jungen Menschen gewidmet, die im zweiten Weltkrieg ums Leben kamen und deren Charakterfestigkeit, Gemütstiefe, Intelligenz und Phantasiereichtum wir in der niederdrückenden Mittelmäßigkeit der zweiten Jahrhunderthälfte so bitter entbehren mußten. **Ihre** ungezeugten Kinder werden uns auch weiterhin, in die Anfänge des dritten Jahrtausends hinein, in verhängnisvoller Weise **fehlen.**

Die kommende Generation wurde geopfert, allen Naturgesetzen entgegen!

Doch, das Bild der Gefallenen vor Augen, bleibt uns Hinterbliebenen und den Nachfolgegenerationen ein lebendiger **Maßstab**, an dem wir uns - stets von neuem - selber messen und unser Handeln ausrichten können. Auf daß wir uns der Millionen junger Toten in unserer Lebensführung **würdig** erweisen, sie nach Kräften **in uns** weiterleben lassen.

Schleswig, zur Wintersonnenwende 1991

D.V.

1930/31

Zu meinem 16. Geburtstag im November 1929 erhielt ich von einem Klassenkameraden aus dem Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbeck bei Hamburg (Hubert von Kühlwetter) die "Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes von Hans F.K. Günther" (1) geschenkt. Sie wirkte auf mich überzeugend. Wenig später las ich die Schrift von Conn "Der Wahn vom völkischen Staat auf christlicher Grundlage" (2). Diese beiden Bücher beeindruckten mich entscheidend. Das "Weltanschauliche" interessierte mich von jeher stärker als das im engeren Sinne Politische.

Doch wurde zur gleichen Zeit unter uns Schülern für den National-Sozialistischen Schü--lerbund und seine Zeitschrift "Der Aufmarsch" geworben. Ich wurde dort Mitglied und übernahm 1930 die Leitung der "Zelle" an unserem

Gymnasium, das damals von dem sozialdemokratischen Oberstudiendirektor Preibisch geleitet wurde. Schon nach kurzer Zeit kamen mir meine Kameraden vom Nat.-Soz. Schülerbund bei gemeinsamen Ausflügen und Zusammenkünften zu bürgerlich vor, zu sehr vom Dünkel des "höheren Schülers" geprägt, zu wenig revolutionär oder, wie man heute sagen würde, zu wenig alternativ. Ich suchte Kontakt mit einfachen, ursprünglichen, menschlich echteren Jungen und fand diese bei einer Einladung unserer Schülerbundzelle zu einem Kameradschaftsabend mit jungen SA-Männern (3) und Hitlerjungen in Hamburg-Hamm.

Heute, ein halbes Jahrhundert später, weiß ich, daß mich damals weniger das Politische bewegte als eine unbewußte Sehnsucht nach herzlicher Kameradschaft und Freundschaft. Und eben das verhieß mir der Ton, die Atmosphäre jenes Abends in Hamburg-Hamm, die Art, wie man dort miteinander umging.

Es hatte mit meinem Interesse für Günther, Conn und einem nationalen Sozialismus nur mittelbar zu tun, und die tagespolitischen Auseinandersetzungen jener Monate bildeten lediglich den gegebenen äußeren Rahmen. Hätte mich einige Jahre zuvor, als ich vierzehn war, ein Pfadfinder- oder Gruppenführer der bündischen Jugend "entdeckt" und für würdig befunden, mich in seine Gruppe, Horde, Sippe oder wie sie sich immer nennen mochte, aufzunehmen, so hätte ich sehr wahrscheinlich dort die Erfüllung meiner unbewußten Sehn-

sucht gefunden, und mein Leben hätte wohl einen anderen Verlauf genommen. Vielleicht auch lebte ich dann schon lange nicht mehr (4).

So aber ging ich im März 1931 zum damaligen Gauführer der Hamburger Hitlerjugend, Heinz Morisse, und erklärte ihm, der Schülerbund sei mir zu bürgerlich, ich wolle in die Hitlerjugend, und zwar in die Schar von Erich Harders in Hamburg-Hamm, dort gehöre ich hin.

Heinz Morisse lachte mich aus und sagte: "Ach, du möchtest Kameradschaft genießen? Nee, mein Guter, nun bewähr dich erst mal und bau dir dort, wo du zuhause bist, in den Hamburgischen Walddörfern deine eigene Schar auf!"

So fuhr ich dann beinahe jeden Tag nach der langwierigen Bahnrückreise vom Wandsbecker Gymnasium mit dem Fahrrad ungezählte Kilometer durch besagte "Walddörfer", auf der Jagd nach einzelnen Jungen, von denen es hieß, sie wollten mitmachen. Im Keller eines großen Volksdorfer Privathauses in der Eulenkrugchaussee kamen wir wöchentlich zusammen, gestalteten unsere Heimabende mit Liedern, Vorlesen, weltanschaulicher Schulung und warben weitere Jungen an. Alle vierzehn Tage gingen wir übers Wochenende "auf Fahrt", nicht anders wie die übrigen unpolitischen Jugendbünde auch.

An den Wochenenden dazwischen gab es oft auch gemeinsame Fahrten der Hamburger HJ-Führerschaft, die damals (**vor** 1933) noch einen weitgehend "bündischen", jugendbewegten Stil zeigten (5). Wir trafen uns in der Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofes unter einer der beiden großen Uhren, der seit alters her sogenannten "Jungsuhr". Sie hieß so, ein Stück Geschichte der Jugendbewegung, weil sich dort alle Gruppen trafen, auch die der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), der Kommunistischen Jugendinternationale (KJI), des Jungnationalen Bundes, der Geusen, der Adler und Falken, der verschiedenen Pfadfinderbünde und so fort. (Im Hamburger Vereinsregister gab es damals allein 364 eingetragene Jugendbünde.)

Unter der Jungsuhr und auch in den Eisen--bahnzügen herrschte Burgfrieden. Ausein--andersetzungen gab es erst draußen, im Fahrtengebiet. Entdeckten wir in einer der anderen Gruppen, die sich unter der Uhr trafen, eine besonders markante oder erfreuliche Gestalt, so hieß es oft: "Der müßte bei uns sein!" Meist gingen unsere Führerfahrten nach Hittfeld, in unser eigenes Landheim, nicht selten von Harburg aus zu Fuß, sogar bei Schneesturm, in kurzen Hosen, mit blau gefrorenen Knien, die im Heim am Ofen wieder aufgetaut wurden.

In diesem Heim bildeten sich Kameradschaften und Freundschaften mit HJ-Jungen und -Führern anderer Hamburger Stadtteile heraus. Es

war noch viel Romantik im Spiel, bei aller Härte und Kampfeslust, und ich selber holte als Siebzehn- und Achtzehnjähriger damals vieles nach, was andere Jungen mit dreizehn und vierzehn Jahren erlebten, war in dieser Hinsicht eben sehr "spät dran" und hatte innerlich einen großen Nachholbedarf.

In dieses Landheim in Hittfeld kam einmal auch Kurt Gruber, der erste "Reichsführer" der Hitlerjugend. Er stammte aus Plauen im Vogtland und war ein echter Arbeiter-jugendtyp. Später wurde er kurze Zeit von Elmar Warning abgelöst, mit dem wir uns ebenfalls gut verstanden. Noch später ernannte Hitler dann den Führer des NS-Studentenbundes, Baldur von Schirach, zum Reichsführer der Hitlerjugend (nach 1933 Reichsjugendführer), den Sohn des Generalintendanten des Weimarer Nationaltheaters. Die Mutter war Amerikanerin. "Wenn etwas Gutes an mir ist, dann weil Du meine Mutter bist", dichtete Schirach über sie. Seine Gedichte waren wohl noch das Beste an ihm. Sonst spielte er eine äußerst verhängnisvolle Rolle (bis hin zu seinem Reuebekenntnis vor dem Nürnberger Militärgericht 1946, im krassen Gegensatz zu der Haltung von Rudolf Hess).

Doch zurück in die Jahre 1931/32. In Hamburg gab es damals Wochen, in denen man sich in manchen Vierteln nicht in HJ-"Kluft" sehen lassen konnte, oder wenn, dann nur auf leisen Sohlen und möglichst schnell und kurz. Flugblätter verteilen konnte in solchen Vierteln zuweilen lebensgefährlich sein, und es gab ja auch Todesopfer. Regelrechte Straßenschlachten jener Jahre sind in die Geschichte eingegangen, mit denen sich heutige "Demos" kaum vergleichen lassen.

In den Walddörfern, im Hamburger Landgebiet ging es ruhiger zu. Zu persönlichen Freunden gewann ich damals Fritz Hellwig, Wilhelm Krap, Detlef Gravenhorst, Hans Thams und besonders Erich Luxem. Wir unternahmen, wenn dafür einmal Zeit blieb, auch "private" Fahrten unter uns. Nach meinem Abitur im Februar 1932 arbeitete ich ein halbes Jahr lang täglich als Praktikant in einer Werkzeugmaschinenfabrik in Hamburg-Barmbek, deren Arbeiterschaft natürlich vorwiegend im linken Lager stand. In diesen Monaten wuchs unsere HJ-Schar in den Walddörfern auf 30 Jungen und bildete den Rahmen für eine Gefolgschaft (6). Sie waren meist zwischen 13 und 17 Jahre alt, kamen sowohl aus bürgerlichen als auch aus Arbeiterfamilien. Am schwersten waren Bauernjungen zu gewinnen. Aber das galt ja für die gesamte Jugendbewegung. Durch Wilhelm Krap und Erich Luxem lernte ich auch die Jungvolkführung, die Arbeit mit den zehn- bis vierzehnjährigen Jungen kennen und schätzen. (Meinen deut-

schen Aufsatz im schriftlichen Abitur hatte ich über "Jugend und Politik" geschrieben und dabei versucht, auch dem politischen Gegner einigermaßen gerecht zu werden.)

In den ersten Oktobertagen 1932 wurde in Potsdam der "Reichsjugendtag" veranstaltet, zu dem - weit über Erwarten - 118 000 Hitlerjungen und BDM-Mädchen (7) aller Altersstufen anreisten, mit allen nur denkbaren Fahrzeugen und in teilweise abenteuerlicher Kostümierung, bis hin zu Fahnenabordnungen im Stahlhelm. Auf Anordnung von Schirach, der inzwischen (siehe oben) die Führung der HJ übernommen hatte, mußten wir die selbstgeschneiderten achteckigen Samtbaretts, die wir mit dem Bund der Geusen damals noch gemeinsam hatten, ablegen und dafür die pseudomilitärischen Schirmmützen aufsetzen. Wir sahen darin nicht nur einen Stil sondern auch einen Gesinnungswandel zum Militarismus hin, der mit unserer Vorstellung von Jugendführung und jugendlichem Leben unvereinbar war. Wir ahnten auch recht deutlich voraus, wie diese Entwicklung weitergehen würde und formulierten das etwa so: Wir enden einmal entweder im Schützengraben oder an der Wand.

Nach stundenlangem Vorbeimarsch an Adolf Hitler in Potsdam hielt Schirach eine Rede, aus der mir nur noch der Satz erinnerlich ist, ein Kommunist stände uns näher als ein Deutschnationaler. Und darin stimmten wir ihm sogar zu, denn ein wirklicher deut-

scher **Sozialismus** war uns ein echtes Anliegen, Kapitalismus und Reaktion lehnten wir leidenschaftlich ab, daher auch unsere Abneigung gegen alles Militaristische, das wir sehr deutlich vom Soldatischen trennten, daher unser stets waches Mißtrauen gegen jeden Zug von Militarismmus in den eigenen Reihen.

In dem selben Oktobermonat 1932 zog ich auf die Technische Hochschule in München und meldete mich auch dort wieder zur Hitlerjugendführung. Zuerst suchte ich die Reichsführung der HJ auf, und zwar die Abteilung für "weltanschauliche Schulung", die mich am meisten interessierte. Dort traf ich gerade noch Werner Haverbeck an, den jetzigen Leiter des Collegium Humanum in Vlotho, der gemeinsam mit Thilo von Trotha für die "N.S. Monatshefte", die Führungszeitschrift der Partei, einen Aufsatz über die Geschichte der Deutschen Jugendbewegung fertigstellte. Er wurde kurz darauf von Schirach als Abteilungsleiter W.S. abgesetzt.

In der Münchner Jungvolkführung lernte ich Richard Etzel kennen und übernahm nach kurzer Zeit die Führung eines Fähnleins "Meute", dessen gesamte Unterführerschaft aus der Bündischen Jugend kam und, dementsprechend überaltert (8), hoffte, im Jungvolk überleben zu können, darunter auch "Filo" Arnold, der Sohn des bekannten "Simplizissimus"-Zeichners Arnold. Abgesehen von diesem "bündischen" Fähnlein "Meute" war mir die katho-

lisch geprägte Mentalität der Münchner Jungen, vor allem unter dem Einfluß der Beichte, recht ungewohnt. Es war ein erheblicher Unterschied, ob man in Hamburg einem zwölfjährigen Jungvolkjungen die Hand gab oder in München. In Hamburg hatte man einen festen Händedruck verspürt, und der Junge sah einem frei in die Augen. In München glaubte man zuweilen, einen Lappen in der Hand zu haben, und der Junge sah auf seine Fußspitzen herab. Bei den Kindergottesdiensten sonntags in den Münchner Kirchen konnte ich dafür keine Erklärung finden. Der Umgangston der jungen Prälaten mit den Kindern schien mir ziemlich natürlich, bis ich dann einen vorgedruckten Beichtzettel mit den darauf angeführten Fragen zu sehen bekam, die Kinder schon lange vor der Pubertät zu beantworten hatten. Da wurden Reuegefühle geweckt, schon lange bevor es etwas zu "bereuen" gab, und das Selbstbewußtsein unterminiert, bevor es sich festigen konnte, der eigentliche Zweck der Übung seit anderthalbtausend Jahren.

1933

Während meines Münchner Studiums erlebte ich dann auch, wie im Januar 1933 der Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler mit der Regierungsbildung beauftragte und dieser in sein erstes Kabinett fünf Vertreter der schwarz-weiß-roten Reaktion wie wir sie

pauschal nannten (9) aufnahm. Ich kann mich noch gut meiner Empfindungen erinnern, als ich an den Wänden den Telegrammanschlag mit der Ministerliste las: Enttäuschung und Verbitterung. War das die Revolution, die wir "alten" HJ-Führer im Sinne hatten und für dringend notwendig hielten? (Nun, die Zinsknechtschaft ist bis heute nicht gebrochen. Inzwischen weiß man oder sollte doch begriffen haben, daß die Herrschaft der internationalen Bankiers nicht von einem einzelnen Lande aus beseitigt werden kann. Schon der Versuch, sich abzukoppeln, führt zu einem kreuzzugartigen Kriege gegen den Betreffenden.)

Die Verbindung zu den Hamburger Freunden riß während meines Münchner Studiums natürlich nicht ab. Kurz vor meiner Abreise, im September 1932, hatte ich noch an einem überbündischen Geländespiel mit etwa tausend Hamburger Jungen teilgenommen, an dem sich auch die damals zahlenmäßig noch kleine Hitlerjugend beteiligte, neben vier oder fünf anderen, zum Teil stärkeren Bünden. Die "Deutsche Freischar" brachte als Gäste zwei Söhne eines afrikanischen Negerhäuptlings mit, die dann im allgemeinen Kampfgetümmel keineswegs geschont wurden, im Gegenteil. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt begriffen, "wie ihnen geschah". Sie sahen jedenfalls ziemlich zerrupft aus. Besonders leidenschaftlich schlugen sich aber HJ und "Geusen", die sich als Konkurrenten betrachteten. Die "Geusen" nahmen für sich in An-

spruch, innerhalb derjenigen Jugendbünde, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, eine Elite darzustellen, ein Anspruch, den ihnen die HJ natürlich bestritt.

Bei ihrem Zusammentreffen im Geländespiel standen selbst "Tote" wieder auf (denen der "Lebensfaden" am Oberarm bereits abgerissen war) und beteiligten sich von neuem am Kampf. Dagegen waren auch die Schiedsrichter machtlos, die auch kaum Schonung erfuhren. Nach dem Spiel gab es eine regelrechte "Manöverkritik" und dann eine Abschlußfeier, bei der die Tausend gemeinsam, von einem Wimpelspeer einigermaßen in Takt gehalten, das zeitlos gültige Lied sangen "Wer jetzig Zeiten leben will, muß haben tapfres Herze".

Auch Ostern 1933 war ich wieder mit den Hamburger Freunden zusammen und fuhr mit Wilhelm Krap, dem Hamburger Oberjungbannführer, und seinen Jungvolkführern nach Thüringen. Dort kamen auf der Leuchtenburg bei Kahla Jungvolkführer aus ganz Deutschland zusammen. Damals hatte das Jungvolk, die Organisation der Zehn- bis Vierzehnjährigen, noch eine gewisse Eigenständigkeit innerhalb der HJ, sogar einen eigenen Bundesführer, Balduin ("Bun") Geisler, allerdings nur bis zu dieser Tagung. Dort ging es nämlich recht revolutionär zu. Wilhelm Krap und sein ostpreußischer "Kollege" Alfred Fürst fanden sich schnell in gemeinsamer Opposition gegen den beginnenden Funktionärskurs, die zunehmend ausbrechende Bürokratie innerhalb

der Reichsjugendführung. Sie lebten beide noch im und aus dem Geiste wirklicher Jugendbewegung und die Führerschaft, die sie mitgebracht hatten, natürlich mit ihnen.

So wurde dann auf dem Lagergelände um die Burg "aufgeräumt", Rauchern wurden die Zigaretten kurzerhand aus dem Mund geschlagen, und denjenigen, die sich bereits mit den "von oben" vorgeschriebenen Führerschnüren und -sternen geschmückt hatten, wurden diese ebenso kurzerhand abgerissen und eingesammelt. Einer von unseren Hamburger Jungvolkführern, der baumlange Heini Mielert, behing und bepflasterte sich von oben bis unten, einschließlich Hosenschlitz, mit den erbeuteten Schnüren und Sternen, wurde so auf die Schultern gehoben und im Triumph durch das ganze Lager getragen.

Nachmittags erschien der Reichsjugendführer Baldur von Schirach, ausgerechnet in SA-Uniform. (Ernst Röhm hatte ihn kurz zuvor in den Stab der Obersten SA-Führung "berufen".) Der Erfolg war, daß die versammelte Lagermannschaft, die Jungvolkführer aus ganz Deutschland, ihn mit einem Konzert aus mehreren hundert Trillerpfeifen, einem gellenden Höllenlärm begrüßten. Er tat so, als nähme er es als Beifall oder Huldigung. Aber hinter ihm stand Bun Geisler und winkte mit beiden Händen heftig ab. Er ahnte wohl die Folgen.

Abends wurde ein Ochse am Spieß gebraten,

wurde aber nicht gar. Das heißt, die Außenseite der abgeschnittenen und verteilten Stücke war schon verkohlt, die Innenseite noch roh. Überall flammten in der einbrechenden Dunkelheit kleine Feuer auf, an denen die Jungen ihre Fleischstücke nachbrieten.

Tags darauf kam es dann zum "Eklat". Im Saal der Leuchtenburg hielten die Abteilungs- bzw. Amtsleiter der Reichsjugendführung Vorträge über ihr jeweiliges Fachgebiet. Als schließlich Arthur Axmann, der Leiter des Sozialamtes (und spätere Nachfolger Schirachs) mit monotoner Stimme über "Verkehr mit Dienststellen und Behörden" sprach, war es mit der Geduld der Jungen zuende. Hinten im Saal begannen die großen Lands--knechtstrommeln mit tiefem Ton zu murren. Daraufhin stand einer der Vertreter der Reichsjugendführung auf und sagte, wen das Thema nicht interessiere, der könne ja hinausgehen. Das hätte er nicht sagen sollen. Der ganze Saal erhob sich wie ein Mann und begab sich ins Freie. Es dauerte kaum zehn Minuten, dann liefen die RJF-Leute zwischen uns herum und baten händeringend, wir möchten doch wieder hereinkommen.

Das alles hat man den Jungvolkführern natürlich nicht vergessen. Schon am nächsten Tag wurde Bun Geisler abgesetzt. Er bekam keinen Nachfolger. Einen Bundesjungvolkführer hat es nie wieder gegeben. Später wurden auch die Gebietsjungvolkführer abgesetzt. Es entstand der Begriff der "bündischen

Umtriebe". Wilhelm Krap, dem es gelungen war, in einem einzigartigen Führerlager in Müden an der Örtze die meisten Führer der Hamburger Bünde zur freiwilligen Mitarbeit zu gewinnen, wurde - eben deshalb - solcher "bündischer Umtriebe" bezichtigt, vom Reichsjugendführer persönlich verfolgt und mußte sich unter den Schutz des Hamburger Gauleiters und Reichsstatthalters Karl Kaufmann stellen, um nicht in irgendeinem KZ zu verschwinden. Dabei hatte er im Grunde genommen ein Beispiel dafür gegeben, daß man bündische Jungenführer durchaus im Guten zur Mitarbeit gewinnen **konnte**, wenn man ihnen Gelegenheit gab, ihre Fähigkeiten zu entfalten. Das wäre nicht nur in Hamburg sondern auch im Großen, in ganz Deutschland möglich gewesen, allerdings nicht unter einem Schirach mit seinem Komplex gegenüber allem, was noch jugendliches **Leben** atmete und sich nicht bürokratisieren ließ. Für ihn gab es nur den Totalitätsanspruch mit Verboten und Verfolgungen durch die Geheime Staatspolizei.

1934

Der Preis für die Regierungsübernahme durch Adolf Hitler und sein zunächst noch stark konservatives Kabinett (Hugenberg, Seldte, Papen, Neurath) waren wesentliche Zugeständnisse eben an die konservativen Kreise,

nicht zuletzt in der Reichswehr, der Verzicht auf den sozialrevolutionären Teil des Parteiprogramms und auf eine radikale Umgestaltung des Finanzwesens (über die Lösung von der Golddeckung hinaus). Die Trennung von Stennens und Otto Strasser war schon vor 1933 erfolgt. Aber nun bahnte sich ein Konflikt an, von dem auch Gregor Strasser, der Organisationsleiter der Partei (vor Ley), betroffen war und der im sogenannten Röhmputsch am 30. Juni 1934 und seinen weitreichenden Folgen gipfelte.

In München dauerte die Freude an der Führung des Jungvolkfähnleins "Meute", das ich von Ebs Kautzsch übernommen hatte, nur kurze Zeit. Ich geriet in einen inneren Konflikt zwischen meiner Sympathie mit dem bündischen Geist dieses Fähnleins und meiner völkischen Weltanschauung, mit der ich auf den zunehmenden Widerspruch der, wie gesagt, überalterten Führerschaft stieß (**10**).

Einerseits verstand ich diesen Widerspruch, der den Jungen Zeit und einen Freiraum gegenüber vorzeitiger Festlegung, Gelegenheit zur vorherigen persönlichen Entfaltung sichern wollte. Andrerseits glaubte ich, diesen Widerspruch "um der Sache willen", um der "Idee" willen nicht dulden zu dürfen. Schließlich sah ich keinen anderen Ausweg mehr, als selber das Fähnlein aufzulösen. Das gehört zu meinen unrühmlichsten Erinnerungen. An dem betreffenden Tage ließ ich das ganze Fähnlein, Führerschaft und Jungen,

auf der Straße antreten, erklärte die Auflösung, nahm den Wimpel vom Wimpelspeer ab und steckte ihn in meine Kollegtasche.

Kaum hatte ich das getan, da sprang einer der Jungzugführer, er trug eine Pelzmütze im Kosackenstil, aus der angetretenen Front auf mich zu, entriß mir die Tasche, warf sie, nachdem er den Wimpel herausgenommen hatte, auf die Straße und verschwand um die nächste Hausecke. Ich konnte in diesem Augenblick sehr deutlich nachempfinden, was in ihm vorging, und auch, daß er nur getan hatte, was sie alle wünschten. Aber es mußte bei der Auflösung bleiben. Ich habe in München keine andere Einheit mehr geführt, um nicht noch einmal in eine solche Lage zu geraten. Aber daß es überhaupt soweit hatte kommen können, das hat dann auch mir zu der Beurteilung "bündischer Umtriebe" in meinen HJ-Personalpapieren verholfen.

Inzwischen hatte ich Gerhard Pantel kennengelernt, einen jungen Berliner SA-Mann (dort eng befreundet mit dem jüngeren Bruder Horst Wessels, Werner), den es irgendwie nach München verschlagen hatte. Er redigierte eine im Kupfertiefdruck erscheinende, illustrierte Monatszeitschrift der Hitlerjugend für München-Oberbayern (Gebiet Hochland), an der ich zunehmend mitarbeitete. Außerdem gestaltete er sehr eindrucks- und wirkungsvolle, mitreißende Feierstunden, sowohl in München als auch in der Gebietsführerschule in Weyarn/Oberbayern und nahm mich

dazu mit.Mit Hilfe zahlreicher Fahnen, die möglichst viel in Bewegung zu halten waren, zauberte er einen Rausch von leuchtenden Farben in stets wechselnden Gruppierungen hervor, dessen Wirkung sich kaum jemand entziehen konnte.

Für das geplante "Hochlandlager", ein Großzeltlager der München-Oberbayerischen Hitlerjugend im Sommer 1934 (in zwei Lagerperioden zu je 3000 Jungen) übernahm Gerhard Pantel die Leitung der Fest- und Feiergestaltung und stellte dazu eine eigene Spielschareinheit auf, das "Fähnlein Widdember". Es erhielt im Lagergelände (bei Murnau am Staffelsee) einen eigenen Zeltplatz und sogar eine eigene Fahne, auf der in weißer Schrift auf schwarzem Tuch das Wort "Deutschland" stand. Der Stamm einer jungen Tanne bildete den Fahnenstiel, an dessen oberen Ende ein Sensenblatt befestigt war.

Geprobt wurde auf einem Thingplatz mit naturgegebener hervorragender Akustik, in Hanglage. Ganz oben wurde als Hintergrund der Bühne eine riesige Fahnenwand errichtet, auf der in meterhohen Frakturbuchstaben, ebenfalls in weiß auf schwarzem Grund, der Satz stand: "Wir sind zum Sterben für Deutschland geboren" (Das war immerhin fünf Jahre vor Beginn des II. Weltkrieges!). Unter dieser Schrift waren eine HJ- und eine Jungvolkfahne in riesenhafter Vergrößerung drapiert. Die Wand beherrschte den ganzen Platz, sie wurde bei beginnender Dunkelheit



Für das Spielschar-Lager im ersten Großzeltlager der München-Oberbayerischen Hitlerjugend 1934 bei Murnau ließ Gerhard Pantel diese "Deutschland-Fahne" mit einem Sensenblatt als Spitze anfertigen. Sie wurde bald darauf verboten, da sie nicht den Vorschriften entsprach und als "bündisch" verdächtigt wurde.

mit Scheinwerfern angestrahlt und vor ihr spielte sich während der Lagerzeit alles ab, was an Appellen und Feierstunden geboten wurde, auch ein Spiel, das Gerhard Pantel selbst geschrieben hatte und in dem er selber als "der Tod" zu Pferde erschien. Es spielte im Ersten Weltkrieg.

"Teja" (Helmut Greineder), ein Münchner Fähnleinführer und ich brachten den verschiedenen Zeltrunden oder Lagerscharen der Reihe nach neue Lieder bei, setzten uns dabei jedesmal in die Mitte der Jungenrunde, Rücken an Rücken. Erst lernten sie den Text, Strophe für Strophe, und wiederholten ihn im Sprechchor so lange, bis an der Stimmenfülle zu hören war, daß sie ihn "konnten". Dann spielte ihnen Teja die Melodie auf seiner Gitarre vor, und wir sangen gemeinsam, ließen nicht eher locker, bis das Lied "saß". Das dauerte seine Zeit. Anschließend wanderten wir beide weiter zur nächsten Zeltrunde, irgendwo im weiten Lagergelände, je nachdem, wie es in deren Tagesplan paßte und wie das Wetter mitspielte. So ging ein Vormittag hin und brachte uns beiden viel Spaß und Freude.

Ermüdender war schon das Einüben langer Sprechchöre für die Feierstunden auf dem Thingplatz mit dem ganzen Spielscharfähnlein, vor allem, wenn in der Mittagshitze die Stimmen immer matter und schläfriger wurden. Sie dann immer von neuem aufzuputschen, das kostete Kraft und Nerven. Sprechchöre,

ohne Melodie, nur mit Betonung, mit Heben oder Senken der Stimmlage, waren damals noch "in". Ich glaube, wir hatten das, wie die Schalmeienkapellen der SA, von den Kommunisten übernommen.

Die ganze Stimmung solcher Aufführungen war durchaus romantisch, also genau das, was man der bündischen Jugend vorwarf. Aber es war eine besondere Art von Romantik, beherrscht von den Themen "Krieg", "Opfer" und "Tod", seltsam genug in einem Sommerlager für zehn- bis siebzehnjährige Jungen, zum großen Teil aus der Stadt, die sich dort erholen sollten.

Glücklicherweise stand das sonstige Lagerleben nicht unter diesem Bann. Die vielen hundert Zelte waren in kleinen Gruppen zwanglos und weithin in einer sehr schönen Voralpenlandschaft verstreut, deren natürlicher Gestalt angepaßt. Das Wetter war gut, die Verpflegung (durch den "Hilfszug Bayern") ausgezeichnet, das Programm reichhaltig, der Tageslauf abwechslungsreich mit viel Spiel und Sport, Baden und Sonnen, Singen und Lernen neuer Lieder, die Stimmung entsprechend fröhlich. Heute, ein halbes Jahrhundert später, ist mir unfaßlich, wie sich das alles unter einem solchen Spruch abspielen konnte. Man wird doch nicht "zum Sterben geboren" sondern um zu **leben**! Offenbar hat der Zweite Weltkrieg unterschwellig, uns unbewußt, seine Schatten ein halbes Jahrzehnt vorausgeworfen.

Auch Hans Baumann dichtete ja schon Jahre vorher: "Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg". Und in einem Lied, das wir damals viel sangen, hieß es: "Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit. Reißt die Fahnen höher, Kameraden! Wir fühlen nahen unsere Zeit, die Zeit der jungen Soldaten ..."

Als persönlichster Gewinn aus diesem Hochlandlager 1934 blieb mir die Freundschaft mit Erwin Moser, einem echten Münchner Jungen. Wir lernten uns bei der Probenarbeit für das Spiel von Gerhard Pantel kennen, in dem wir beide eine Rolle übernommen hatten. Als das Spiel später in der Stadt noch einmal aufgeführt werden sollte, suchte ich Erwin auf, um ihn zu fragen, ob er seine Rolle wieder spielen wolle. Er sagte mit ausgesprochener Freude zu, und wir sahen uns von da an häufig, erst bei den Proben und nach der erneuten Aufführung auch privat, bei ihm zuhause, auf gemeinsamen Fahrten, später auch in Potsdam und in Hamburg.

Während der Semesterferien arbeitete ich als Praktikant bei den Arado-Flugzeugwerken in Warnemünde bei Rostock, unmittelbar an der Ostsee. In drei Monaten wurde ich dort durch den ganzen Betrieb geschleust, einschließlich der Tapeziererei. Da damals die Tragflächen noch mit Stoff bespannt wurden, mußte man auch mit Tapeziernadel und Faden umgehen können. Nur in eine Abteilung des Werkes kam ich nicht. Dort wurde

am Einbau von Waffen gebastelt, ersten Rüstungsvorbereitungen entgegen den Bestimmungen des Versailler Vertrages.

Da zu dieser Zeit das Jungvolkfähnlein in Warnemünde zufällig gerade führerlos war, übernahm ich es und war damit an den Nachmittagen, Abenden und Wochenenden vollauf beschäftigt. Der Umgang mit den Mecklenburger Jungen (nach den Münchnern) und das Strandleben mit ihnen machte sehr viel Freude.
Der Chefkonstrukteur von Arado, dessen Sohn auch bei diesem Fähnlein war, half uns, am Strand eine Holzhütte zu bauen. Als meine Geschwister mich einmal besuchten und ich mit ihnen an der See in einer Sandburg lag, ertönte plötzlich ein heller Pfiff, eine schlanke, gebräunte Jungengestalt kam durch die Luft geflogen und platzte mit einer Bauchlandung mitten zwischen uns hinein.
Es war Kurt Bode, einer der Jungzugführer meines Fähnleins, der sich auf diese Weise meinen Geschwistern vorstellte und ihnen auf Anhieb gut gefiel.

1935

Wieder an die Technische Hochschule in München zurückgekehrt, wurde ich von Gerhard Pantel gefragt, ob ich in die Redaktion der im Eher-Verlag neu zu gründenden Wochenzeitung der Hiltlerjugend (für das gesamte Reichsgebiet) "Die HJ" eintreten und den Beruf des Zeitungsredakteurs und Journalisten von der Pike auf erlernen wolle. Da mein Ingenieurstudium sich ohnehin als ein großer Irrtum und Fehlgriff erwiesen hatte (in den Mathematikvorlesungen verstand ich so gut wie nichts), nahm ich kurz entschlossen an. Damals genügte für Abiturienten noch eine einjährige Ausbildung in irgendeiner Zeitungsredaktion, um als zeichnungsberechtigter Redakteur beruflich zugelassen zu werden. Der Besuch einer Journalistenschule wurde erst zwei Jahre später vorgeschrieben.

So fand ich mich denn im Druckhaus von Müller & Sohn in der Münchner Schellingstraße wieder, wo auch der "Völkische Beobachter", der "Illustrierte Beobachter", "Der SA-Mann" und "Das Schwarze Korps", die Wochenzeitung der SS, gedruckt wurden und die damals modernsten Rotationspressen Tag und Nacht liefen.

Die ersten Grundkenntnisse des Druckereiwesens brachte mir Gerhard Pantel selber bei, das Handwerkliche lernte ich von erfahrenen Meteuren, neben denen ich am Umbruch-

tisch stand, wo die einzelnen Zeitungsseiten im Bleisatz zusammengestellt und gestaltet wurden. Die eigentliche "Schreibe", den Stil meiner Reportagen und Grundsatzartikel entwickelte ich selbst und entdeckte dabei, daß mir das sehr "lag". Ausgezeichnetes Fotomaterial aus dem Leben von Hitlerjugend, Jungvolk und BdM lieferte uns eine Sportbild-Firma und unsere eigenen Bildberichter (z.B. Dr. Troeller). Auch ein hoch begabter Zeichner und Illustrator, ein Halbindianer, stand uns zur Verfügung. Gerhard Pantel bildete aus alledem ein wirklich leistungsfähiges Team, unsere Wochenzeitung "Die HJ" bekam ein eigenes Gesicht, und die Arbeit machte Spaß. In der Nacht vor dem Erscheinungstag wurde durchgearbeitet, teils im Umbruchsaal, teils im Redaktionsbüro, bis in den ersten Morgenstunden alles fertig war, die Maschinen anlaufen konnten und mir der Kopf auf die Schreibtischplatte fiel.

Mittags aßen wir in einem kleinen Restaurant in der Schellingstraße, der "Osteria Bavaria", in der auch Adolf Hitler mit seiner Begleitmannschaft manchmal einkehrte, wenn er von Berlin nach München kam. Als meine Eltern mich besuchten, um einen Eindruck von meiner neuen Tätigkeit zu gewinnen, gingen wir zum Essen in die Osteria und, als ich gerade erzählte "an diesem Tisch hier sitzt manchmal ...", kam die Bedienung und bat uns, den Tisch zu wechseln, "der Führer" habe sich angesagt. Wir warteten über eine Stunde, dann kam er tatsächlich,

stieß im Hereinkommen gegen seinen Mützenschirm, konnte die Mütze gerade noch auffangen und errötete. Meine Mutter war hell entzückt.

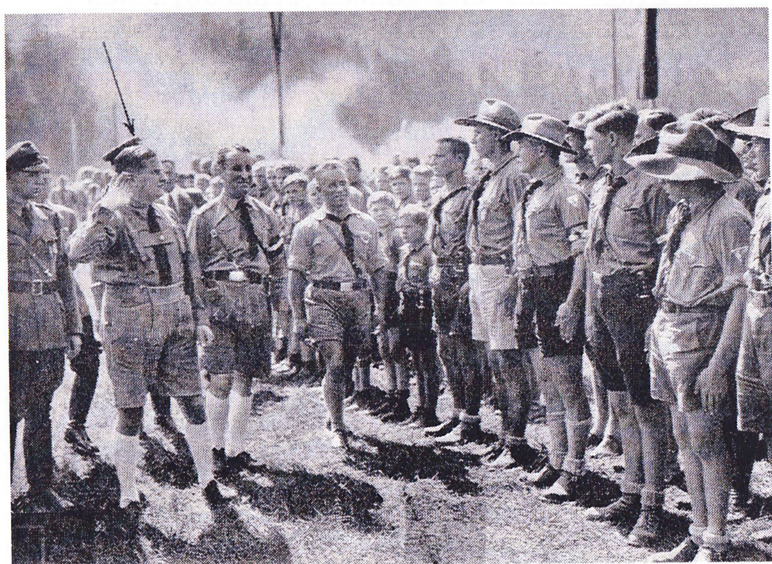
Im Sommer 1935 wurde wieder ein Hochlandlager durchgeführt, diesmal bei Lenggries. Es war weniger "romantisch" als das im Vorjahr, auch in kultureller Hinsicht weniger "kreativ". Routine schlich sich ein. Die Organisation machte sich die Erfahrungen von 1934 zunutze. Ein eigenes Spielscharlager gab es diesmal nicht, schon garnicht eine eigene Fahne. Gebietsführer Emil Klein pflegte zu sagen: "Wenn ich das Wort Kultur höre, greife ich zur Pistole". Und Gerhard Pantel, durch die Zeitungsarbeit weitgehend ausgelastet, konnte nur gelegentlich im Lager sein. Mir selbst ging es dort recht gut, ich hatte für unsere Wochenzeitung ein eigenes Zelt, ziemlich geräumig, aber wenig zu tun, genoß die Sonne, die Landschaft, die frische Luft, den fröhlichen Jungenbetrieb ringsum und fühlte mich mit meinen 21 Jahren ausgesprochen wohl in meiner Haut.

Aber gleichzeitig lief nicht allzu weit entfernt, bei Bad Tölz, das außergewöhnlich interessante "Deutschland-Lager", in dem die Reichsjugendführung Jungen deutscher Abstammung aus allen Erdteilen zusammengeführt hatte. Vorher waren sie in einem besonderen Akklimatisationslager (11) bei Berlin gewesen, dann durch ganz Deutschland gefahren worden und erlebten nun hier die

Voralpenlandschaft. Da war natürlich eine lebendige Reportage fällig! Von Zelt zu Zelt geriet ich dort mit wenigen Schritten jeweils in einen anderen Erdteil mit vollständig anderen Lebensbedingungen. Sogar aus Französisch Indochina waren einige Jungen gekommen. Sie sahen aus, als stammten sie von den friesischen Inseln, erzählten aber, daß sie die Letzten einer mit Sicherheit aussterbenden deutschen Siedlung seien.

Einen besonders guten Eindruck machten auch die Jungen aus dem (ehemaligen) deutschen Südwestafrika mit ihren typischen Schutztruppenhüten, ausgesprochen harte Typen mit schmalen Gesichtern, tief gebräunt, an Armen und Beinen mit Narben bedeckt. Auf meine naive Frage, ob die Narben vom Dornengestrüpp der Namibwüste herrührten, antworteten sie nachsichtig nein, sie pflegten nur ihre Meinungsverschiedenheiten unter sich mit dem Messer auszutragen. Das war keine Angeberei, sondern klang ganz kühl und sachlich.

Ich sah dann ihre Gesichter, als der Reichsjugendführer Baldur von Schirach dieses Lager besuchte und an ihrer angetretenen Front entlangging, eine wohlgenährte, weder sportliche noch soldatische Erscheinung in knielangen Lederhosen mit Trachtenhosenträgern. Er grüßte die angetretenen Jungen mit weich angewinkeltem Arm und schwammig verbogener Handhaltung, ein Wohlstandsbürger ohne jede Ausstrahlung. Der Eindruck war äußerst peinlich, die Reaktion der Südwestler



Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach im "Deutschlandlager" 1935 bei Bad Tölz vor der Abordnung südwestafrikanischer deutscher Pfadfinder, deren Gesichter bei diesem Anblick erstarrt sind. Näheres im Text.

entsprechend eisig. Es gibt ein Foto von der Szene. Ich habe sie aber auch so immer deutlich vor Augen behalten.

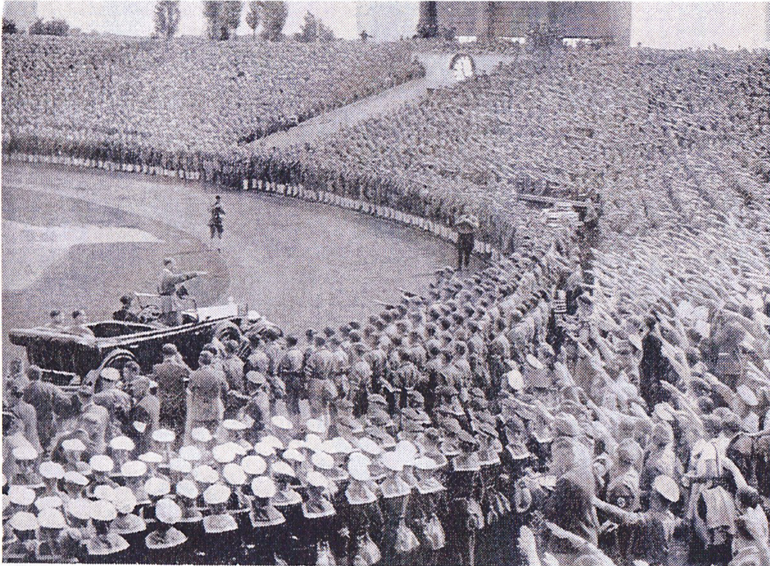
Auch in diesem Sommmer 1935 gewann ich einen neuen Freund, Jungzugführer in einem Münchner Jungvolkfähnlein, Heio (Heinz Ammon), Sohn eines Bayrischen Ministerialbeamten und einer sehr charmanten französischen Mutter. Sein Fähnleinführer, der mir ein wenig verklemmt zu sein schien, wollte unbedingt, daß ich diesen Jungen kennen lernte, legte ihn mir geradezu ans Herz. Als ich ihn dann das erste Mal selber sah, rückte er gerade mit seinem Jungzug nach langem Marsch aus dem Hochlandlager wieder in München ein, spät nachmittags bei sinkender Sonne, ein unvergeßliches Bild in kräftigen, leuchtenden Farben.

Heio war genau der Typ eines Jungen, um den sich noch drei Jahre zuvor Nerother, dj. 1.11. und Fred Schmid's Graues Korps (12) gerissen hätten. Als er vor mir stand, gebräunt, ernst, ganz von seinem gegenwärtigen Führungsauftrag erfüllt, da mußte ich unwillkürlich an tusk's Erzählung "Leonenrotte" (13) denken. Unsere Freundschaft hat Jahrzehnte überdauert, auch noch nach dem Kriege. Gleich zu Beginn, noch von München aus, haben wir damals gemeinsame Fahrten unternommen. Ich erinnere mich, daß wir im Gelände des ehemaligen, ersten Hochlandlagers vor einem Wolkenbruch Zuflucht in einer Tannenschonung suchten und von dort

aus sahen, wie, kaum hundert Meter entfernt, ein Blitzschlag eine riesige Buche regelrecht zur Explosion brachte, wie ein grell weißer Dampfstrahl senkrecht nach oben schoß und der Baum auseinanderflog. Meterlange Splitter des Stammes steckten ringsum tief im Boden.

Das Gelingen und der Erfolg der beiden Hochlandlager führten dazu, daß die Gebietsführung München-Oberbayern mit der Organisation des Hitlerjugend-Aufmarsches beim Reichsparteitag 1935 in Nürnberg beauftragt wurde. Er fand, wie jedes Jahr, im Stadion statt. Für solche Aufgaben war Gebietsführer Klein genau der richtige Mann. Ich gehörte mit zum Aufmarsch-Stab und erlebte sowohl die Vorbereitungen, Lagerbau usw., als auch die Kundgebung selbst "live", wie man heute sagen würde, mit.

Als Adolf Hitler nach der Rundfahrt durch das Stadion in seiner Ansprache sein Wunschbild von der deutschen Jugend mit den bekannten Worten umriß: "Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl, flink wie Windhunde", sah ich aus nächster Nähe den Reichsjugendführer Baldur von Schirach unmittelbar neben ihm stehen. Auf ihn traf allerdings keines dieser Bilder zu.



Im Rahmen des Reichsparteitages der NSDAP in Nürnberg 1935 besuchte Adolf Hitler die Kundgebung der Hitlerjugend im Stadion. Im Fond des Wagens Rudolf Heß und Baldur von Schirach

Dieses Jahr 1935 war besonders reich an starken, lange nachwirkenden Erlebnissen. Die Feier des 9. November in München bildete dabei den absoluten Höhepunkt . Am zwölften Jahrestag des 9. November 1923 (14) sollten die exhumierten Toten jenes Tages in den Bronzesarkophagen der neu errichteten Ehrentempel am Eingang zum Königsplatz beigesetzt werden. In der Nacht davor waren sie in der Feldherrnhalle, vor der sie einst fielen, aufgebahrt. Hitlerjungen hielten die Nacht hindurch dort an ihren Särgen Wache. Diejenigen Angehörigen der HJ, die 18 Jahre alt geworden waren, sollten nämlich an diesem 9. November feierlich in die Partei aufgenommen werden und zum Zeichen dessen an dem traditionellen Marsch der "alten Kämpfer" vom Bürgerbräukeller zur Feldherrnhalle und von dort aus weiter, unter Mitnahme der Toten, zum Königsplatz teilnehmen. Dort sollte dann, unmittelbar nach der Beisetzung, die Vereidigung der neuen Parteimitglieder durch Rudolf Hess vorgenommen werden.

So geschah es dann auch. Der Rahmen, in dem sich das alles abspielte, war von betonter Feierlichkeit geprägt und übertraf darin die alljährlichen Fronleichnamsprozessionen der Katholischen Kirche bei weitem. Die gesamte Marschstrecke verlief zwischen zahlreichen rauchenden Pylonen, quer über die Straße waren in zehn Metern Höhe schwere dunkelrote Samtvorhänge gespannt, auf denen übereinander mehrere altgoldene Wolfsangeln ( ) glänzten. Und während der ganzen

Dauer des Marsches ertönten aus versteckt angebrachten Lautsprechern abwechselnd das Haydnsche Kaiserquartett als Urform des Deutschlandliedes und Variationen über die Melodie des Horst-Wessel-Liedes, der Parteihymne. Sie prägten sich unentrinnbar dem Unterbewußtsein der Marschierenden ein.
An der Feldherrnhalle waren die Särge inzwischen auf Lafetten gestellt worden und fuhren dem Zug voraus zum Königsplatz. Dort angekommen, wurde jeder einzelne Tote beim Versenken seines Sarges in den Bronzesarkophag beim Namen aufgerufen, und jedesmal meldete der gesamte auf dem Platz stehende Marschblock gemeinsam "hier!". Als Salut folgte jeweils ein Kanonenschuß.

Danach sprach Rudolf Hess über den tiefen Ernst und die ungeheure Verpflichtung, die der folgende Eid für jeden einzelnen in sich schlösse, und beschwor uns förmlich, es möge niemand die Eidesformel mitsprechen, der sich dieser Verpflichtung nicht gewachsen fühle. **Wie** er das sagte, das ging mir und den neben mir Stehenden wahrhaft unter die Haut. Dahinter stand der ganze Mensch, eben Rudolf Hess. Dann sprach er langsam, absatzweise, die Eidesformel vor, und wir sprachen sie gemeinsam nach, Satz für Satz.

Das war keine bloße Formalität, das war tödlicher Ernst, eines Tages einzulösen.
Und es war ganz eindeutig eine Vereidigung auf die **Person** Hitlers, ein ganz persönlicher Gefolgschaftseid. Spätere Eidesleistungen

im Rahmen der Wehrmacht hatten demgegenüber kein Gewicht mehr, konnten dem nichts mehr hinzufügen.

Was muß Hess elf Jahre später empfunden haben, als Schirach im Schlußwort vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg seine Reueerklärung abgab und sich damit nachträglich von seinem Führer loszusagen suchte! Hatte der Reichsjugendführer damals, 1935, innerlich nicht mit uns geschworen? Was war eigentlich echt an diesem Mann?

Inzwischen war die Reichsjugendführung längst nach Berlin umgezogen. Schirach war bestrebt, aus der Dienststelle "Jugendführer des Deutschen Reiches" ein eigenes Reichsministerium zu machen, in Konkurrenz zum Innenministerium (Frick) und zum Erziehungsministerium (Rust). So war vorauszusehen, daß auch unsere Redaktion "Die HJ" nach Berlin übersiedeln mußte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob unser Umzug Ende 1935 oder Anfang 1936 stattfand.

Nachtrag zu 1933/34

Doch bevor ich hier von München Abschied nehme, bleibt noch nachzutragen, daß ich dort ein oder zwei Semester lang, 1933/34, im Studentischen Kameradschaftshaus der SS in der Gabelsberger Straße gewohnt hatte, noch in der Zeit meines Studiums an der Technischen Hochschule. Es war ein schöner, stilvoller Altbau, zwei Häuser neben der Reichsführung SS, vor der bei besonderen Anlässen eine Kompanie der Leibstandarte im schwarzen Stahlhelm, schwarzer Montur mit weißem Lederzeug und mit klingendem Spiel aufmarschierte, um die Traditionsfahne (vom 9. November 1923) abzuholen. Das erlebten wir dort zuweilen mit.

Das Studentische Kameradschaftshaus stand unter der Leitung von Hans Werner von Aufseß. Er war bis Mitte 1933 Landschaftsführer Bayern des Großdeutschen Bundes gewesen, zu dem sich zahlreiche Bünde der Jugendbewegung zusammengeschlossen hatten in der Hoffnung, dadurch der Eingliederung in die Hitlerjugend zu entgehen. Als sich diese Hoffnung Mitte Juni 1933 als Irrtum erwies - Schirach verbot kurzerhand den Großdeutschen Bund -, suchte und fand ein Teil der bündischen Führerschaft Rückhalt und Schutz in nationalsozialistischen Formationen, besonders eben bei der SS,um weiterer Verfolgung durch Schirach zu entgehen. Hans Werner von Aufseß selbst war schon vor diesem Zeitpunkt SS-Mann geworden, aber viele Bewoh-

ner des Kameradschaftshauses kamen aus den Bünden und prägten die Atmosphäre entsprechend. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir "Cicero" (Schirrmacher) aus dem Hamburger Jungnationalen Bund und "Klops" (Walter Wolf) aus dem Deutschen Pfadfinderbund (dessen Bundesführer er nach dem Kriege unter dem Namen "Grym" wurde).

Natürlich verband uns in diesem Haus rasch eine herzliche Kameradschaft. Ich war dort als Jungvolkführer aufgenommen worden, ohne SS-Mann zu sein. An den Abenden, die wir gestalteten, und auf gemeinsamen Fahrten in die Alpen - mit Gitarren, bündischen Liedern und in kurzen Hosen - konnte ich nun neben dem Studium und der Jungvolkführung her verspätet manches nachholen, was mir bis dahin noch an bündischem Leben und Geist entgangen war, und das in einer Einrichtung der SS.

Eine unserer Fahrten im Sommer 1934 ging nach Franken auf Hans Werners Stammburg, Burg Aufseß, die ihm damals tatsächlich noch als der alte Erbsitz der Familie gehörte.

In diesem Münchner Studentischen Kameradschaftshaus der SS habe ich auch die unheimliche Stimmung miterlebt, als sich am 30. Juni 1934 in der Stadt SA und SS bewaffnet gegenüberstanden, bis dann, nach persönlichem Eingreifen Hitlers in Bad Wiessee der größere Teil der höheren SA-Führer mit Ernst Röhm

abgesetzt und erschossen wurde. Ich erinnere mich, daß im Bereich der Brienner Straße, des "Braunen Hauses" (**15**), auf Hausdächern Maschinengewehre in Stellung gebracht waren und daß die Bewohner unseres Kameradschaftshauses, soweit sie der SS angehörten, in aller Frühe alarmiert wurden und erst spät abends in bedrückter Stimmung zurückkehrten.

Was sich im einzelnen abgespielt hatte, erfuhren wir erst später, was "nebenbei" geschehen war, auch in Berlin und anderenorts, erst lange Zeit nach dem Kriege (**16**). Jedenfalls waren damit alle Pläne, die SA neben der Wehrmacht zu einer Miliz auszubauen, endgültig vom Tisch (und die "Brechung der Zinsknechtschaft" auch). Die Entscheidung zwischen sozialer und konservativer Revolution war zu Gunsten der letzteren gefallen.

Soweit also diese Rückblende auf München anderthalb Jahre, **bevor** ich diese Stadt wieder verließ. Inzwischen hatte ich, wie schon berichtet, mein Studium aufgegeben und eine einjährige Ausbildung als "Schriftleiter" (Redakteur) durchlaufen.

1936

Beim Umzug der Redaktion gingen außer Gerhard Pantel als Hauptschriftleiter und mir als seinem Stellvertreter auch der Redakteur Dierksen, unser bewährter Geschäftsführer und Redaktionssekretär Ernst Vogl (der bei seiner Arbeit leidenschaftlich gerne Operettenarien schmetterte) und als Jüngster Horst Axtmann mit nach Berlin,der damals noch in der Ausbildung stand. Wir richteten uns in den neuen Räumen rasch ein, auch die Umstellung auf die Berliner Meteure, mit denen wir am Umbruchtisch zusammenzuarbeiten hatten, bereitete keine Schwierigkeiten. Eine Wohnung, d.h., ein möbliertes Zimmer fand ich in Potsdam, unweit der Glieniker Brücke und in Nachbarschaft zum Voggenreiter-Verlag, der ja in der Geschichte der deutschen Jugendbewegung 1927 ("Weißer Ritter", **17**) und danach eine wesentliche Rolle gespielt und die ersten Bücher von Martin Luserke **(18)** herausgebracht und weit verbreitet hat.

Dorthin nahm ich gleich Verbindung auf und lernte außer Ludwig Voggenreiter selbst auch den Leiter der Werbeabteilung, Herbert Oertel, kennen, eine durchaus ungewöhnliche Persönlichkeit. Er war offensichtlich stark von der Atmosphäre der Zwanziger Jahre geprägt, verfügte über sagenhafte Verbindungen, kannte zum Beispiel den damals noch sehr jugendlichen König Peter von Rumänien persön-

lich. Auch versuchte er, sich gegen verschiedene Gifte immun zu machen, indem er sie in allmählich gesteigerten Dosen einnahm.

Natürlich schrieb ich über die Neuerscheinungen dieses Verlages Buchbesprechungen und veröffentlichte sie in unserer Wochenzeitung "Die HJ", die ja damals von einem großen Teil der Hitlerjugendführerschaft im ganzen deutschen Reichsgebiet gelesen wurde. Im Voggenreiter-Verlag erlebte ich dann auch Martin Luserke bei einem seiner typischen Erzähl-Abende. Die einzige Beleuchtung bei diesen Abenden durfte **eine** möglichst ferne, nur durch mehrere offene Türen sichtbare Kerze sein. Luserke hat ja ursprünglich gar nicht schreiben wollen. Sein Ziel war, die Kunst des mündlichen Erzählens wieder zu beleben (neben der von ihm und Rudolf Mirbt zielstrebig vorangetriebenen Pflege des Laienspiels). Ludwig Voggenreiter hat ihn zum Schreiben seiner Erzählungen und Romane erst überreden müssen mit dem Argument, Luserke müsse uns doch den **Stoff** zum Erzählen an die Hand geben. Welch ein kostbarer Schatz wäre der deutschen Dichtung und Literatur sonst verloren gegangen! Kenner holen sich **heute** die Bücher Martin Luserkes aus den Antiquariaten. Ludwig Voggenreiter war eben noch ein wirklicher Verleger mit dem Gespür für das Gültige, Echte, Bleibende. Ausgesprochen unangenehm entwickelte sich dagegen der Umgang mit den Funktionären des Presseamtes der Reichsjugendführung,

Utermann und Zander. Ihnen mußte, seit wir in Berlin saßen, jede Seite unserer Wochenzeitung vor dem Druck vorgelegt werden. Das spielte sich nicht etwa in der Druckerei oder in unserer Redaktion ab, auch nicht in der Reichsjugendführung, sondern in einem Café am Kurfürstendamm, wo die Herren zu sitzen pflegten.

Unser Jüngster, Horst, mußte also jede Woche mehrmals mit den Bürstenabzügen in jenem Café erscheinen und sich dort anhören, was die beiden über die einzelnen Seiten zu bemerken hatten. Da sie keinerlei Kontakt mit der lebendigen Leserschaft, d.h., zu den Jungen und Mädchen draußen in den Einheiten pflegten, fiel ihre Kritik entsprechend lebensfremd und arrogant aus, und Horst war bei seiner Rückkehr oft reichlich "sauer". Er hielt aber bei solchen Gelegenheiten die Ohren offen, und so bekamen wir allmählich einen Eindruck von der Atmosphäre, die in den Büros der Reichsjugendführung sich ausbreitete. Auch Dierksen erzählte hin und wieder von dort. Gerhard Pantel schwieg sich darüber aus, ich selbst habe jene Büros niemals betreten und will darum hier auch nichts weiter kolportieren. Eine Behörde mit fast ausschließlich jugendlichen Angestellten unterliegt offenbar leicht gewissen ansteckenden Psychosen.

Spätestens seit am 1. Dezember 1936 das "Gesetz über die Hitlerjugend" den Dienst in der HJ zur allgemeinen Pflicht machte,

zur gesetzlichen Pflicht, konnte ja von Jugend**bewegung** im Sinne innerer Bewegtheit der einzelnen ohnehin keine Rede mehr sein. An die Stelle von Führung trat mehr und mehr Verwaltung, eben Funktionärstum. An die Stelle einer Weltanschauung, die sich der einzelne aus eigenem inneren Antrieb selbst zu erarbeiten hatte, trat ein ideologisches Dogma, dessen intellektuelles Niveau sich naturnotwendig nach unten orientieren mußte, in der Jugendarbeit nicht anders wie in der Partei. Das Schwergewicht dieses gesetzlich verordneten "Jugenddienstes" lag sowieso auf einer "körperlichen Ertüchtigung" (Obergebietsführer Helmut Stellrecht), deren vormilitärischer Charakter immer unverhüllter in Erscheinung trat, sogar schon im Jungvolk (siehe "Pimpf im Dienst", 19).

Die damals vielgelesene Schrift von Volkmann-Leander, "Soldaten oder Militärs", änderte auch nichts daran, daß an manchen Gebietsführerschulen Leiter eingesetzt wurden, die weder aus der "alten" HJ der Kampfzeit, noch aus den Bünden der Jugendbewegung kamen, sondern aus militanten Wehrsportverbänden und an den betreffenden Führerschulen einen primitiven Komißbetrieb einführten.

Sehr schnell hatten wir den weltanschaulichen Gegner nicht nur in den eigenen Reihen sondern sogar als Vorgesetzten in der Führung, bis in das Amt WS (20), ja, bis an die Spitze des Erzieherseminars der Adolf-Hitler-Schu-

len. Im Gegenzug wurden zur Jugendführung begabte und berufene Kräfte vielfach in die Opposition geradezu getrieben, die sich dann bis zur erklärten Gegnerschaft verhärten konnte. Das wäre nicht notwendig gewesen, war aber vorauszusehen und wurde auch vorausgesehen (siehe Seite 7, Zeilen 23 27!).

Unter diesen Umständen bereitete die Arbeit an "unserer" Wochenzeitung "Die HJ" immer weniger Freude. Gerhard Pantel ließ sich seltener sehen und wenn, dann nicht gerade in bester Laune. Ich hatte den Eindruck, daß ihm Vorschriften gemacht wurden, die nicht nach seinem Geschmack waren, vielleicht auch Vorhaltungen. Die Tage eines "Fähnleins Widdember" wie im ersten Hochlandlager 1934 kehrten nicht mehr wieder. Zuweilen schlug er einen Ton an, den ich bei ihm nicht kannte: "Ich laß dich einsperren" oder so ähnlich. Versuchte er sich anzupassen, oder ging er auf Abwehr? Gleichzeitig spielte sich Dierksen zunehmend auf, als sei **er** der Chef, und Zander sowie Utermann vom RJF-Presseamt mischten sich von Woche zu Woche stärker ein. Es wurde immer unerquicklicher.

Aber auch die geringste Möglichkeit, irgend etwas Positives zu bewirken, bestand ja nur, solange man am Ball blieb. Auch standen interessante Ereignisse bevor, die mich fesselten und darin bestärkten, auszuhalten.

Die Vorbereitungen zu den Olympischen Spielen von 1936 in Berlin liefen auf vollen Touren, der Bau des Stadions, des Olympischen Dorfes, der großen Freilichtbühne. Vor allem war da das Internationale Jugendlager geplant, jede Nation war eingeladen worden, außer ihrer olympischen Mannschaft auch eine Jugendmannschaft mitzubringen, und kam dieser Einladung auch nach. Die Jungendmannschaften wurden in einem internationalen Lager zusammengefaßt. Die Rolle des Gastgebers spielte dort **nicht** die Hitlerjugend, sondern die Jugend eines Berliner Schwimmsportverbandes. Außerdem stellte die Reichswehr bzw. (seit 1935) Wehrmacht eine Einheit zum Schutze des Lagers. Das wollte ich sehen und darüber eine möglichst lebendige Reportage schreiben. In den letzten Tagen der Olympischen Spiele sollte auch dieses Jugendlager abgeschlossen werden, und zwar mit einem Fest, zu dessen Programm jede Mannschaft etwas für ihre Nation besonders Kennzeichnendes beizusteuern hatte.

So tanzten dann auf dem dafür errichteten Podium die jungen Polen einen temperamentvollen Krakowiak, die jungen Ungarn in roten Husarenjacken einen nicht weniger feurigen Szardas, ein junger litauischer Solist spielte wundervoll Violine. Als die Engländer an der Reihe waren, fiel ihnen nichts ein, vorbereitet hatten sie auch nichts. Einer nach dem anderen von ihnen kletterte unentschlossen auf die Bühne. Dort standen sie herum und brachten schließlich mit Müh und

Not ein Lied zustande, oder doch die erste Strophe davon. Die deutschen Jungen von dem Schwimmverband vollführten in ihren knappen roten Dreiecksbadehosen einen figurenreichen Fackellauf durch das Lagergelände und warfen am Ende ihre brennenden Fackeln zusammen, so daß ein kleines Feuer entstand. Dann spritzten sie auseinander, jeder griff sich überraschend einen der jungen Ausländer an der Hand, um mit ihm über das Feuer zu springen. Die Skandinavier kannten das ja, die anderen wußten kaum, wie ihnen geschah, dann waren sie schon darüber weg. Zwei von den Schwimmerjungen nahmen den deutschen Offizier von der Lagerwache zwischen sich. Er konnte gerade noch seinen Säbel raffen, dann fegten die beiden mit ihm durch die Flammen. (So ähnlich habe ich das wohl auch damals, vor mehr als einem halben Jahrhundert, für unsere Zeitung geschildert.) Italiener und Portugiesen waren je durch eine Abteilung ihrer Staatsjugend vertreten, deren Führer, als kleine Offiziere kostümiert, sich um ein entsprechendes Auftreten und Gehabe bemühten. Nun, das gab es ja inzwischen bei uns in Deutschland auch, es war mehr zum Weinen als zum Lachen, die Umkehrung von Moltkes Wahlspruch "Mehr sein als scheinen!"

Die Olympischen Spiele zogen natürlich auch viele junge Einzelwanderer aus ganz Deutschland nach Berlin, von denen manche noch Reste ihrer ehemaligen Pfadfinder- oder bündischen Tracht trugen. Das war ja aber nun verboten. Ich erfuhr, daß der Streifendienst der Hitlerjugend Jagd auf solche Jungen machte, und schrieb auch darüber eine Reportage, die möglichst anschaulich werden sollte. Darum ließ ich mich durch ganz Berlin fahren, von einem "Wachlokal" dieses Streifendienstes zum anderen. Die Streifenführer öffneten die Schiebladen ihrer Schreibtische und zeigten mir, was sie in diesen Tagen erbeutet hatten: großkarierte Hemden (!), Halstücher aller Art, weiße Kniestrümpfe (alles verboten), Kordeln, Schnüre, Koppelschlösser, Fahrtenmesser und Trillerpfeifen (21).

Diese Streifenführer fühlten sich ganz offensichtlich als Polizeiorgane, eine Jugendpolizei. Das war wirklich einzigartig! Natürlich kam ich mir bei dieser Streifendienstreportage einigermaßen seltsam vor und geriet wieder in einen ähnlichen inneren Konflikt wie zwei Jahre zuvor in München bei der Auflösung des Fähnleins "Meute". Aber das half ja nun alles nichts. Aus meiner Sicht konnte man der längst erkannten Entwicklung nur von innen her so lange wie möglich entgegenzuwirken suchen, keinesfalls von außen und schon gar nicht durch Untätigkeit. Vielleicht war es ein Kampf auf verlorenem Posten. Wahrscheinlich war es das. Aber ist

das heute, im Umweltschutz , anders?

Außerdem war da der Eid vom Vorjahre, diese ganz persönliche Vereidigung auf den Mann Hitler durch Rudolf Heß. Das saß unter der Haut und ließ sich nicht einfach so abschütteln. (Für junge Menschen von heute kaum vorstellbar, ich weiß).

Viel später erst erfuhr ich, was sich Mitglieder dieses Streifendienstes der Hitlerjugend und der "Stabswache" der Reichsjugendführung am 30. Juni 1934 in Berlin und auch anderenorts herausgenommen hatten. Eberhard Köbel ("tusk") war ihnen damals - rechtzeitig gewarnt - gerade noch entkommen, zuerst nach Schweden, von dort nach England. Andere, sogar HJ-Führer bis hinauf zum Bannführer mit "bündischer Vergangenheit", waren kurzerhand umgebracht worden. Aber, wie gesagt, davon habe ich erst nach dem Kriege erfahren.

Aus Anlaß der Olympischen Spiele hatte sich auch einer meiner Münchner Freunde, Erwin Moser, bei mir zu Besuch angemeldet, der Jungvolk-Fähnleinführer, mit dem zusammen ich im ersten Hochlandlager 1934 "Theater gespielt" hatte. Ich freute mich sehr auf diesen Besuch wie auf einen Boten aus glücklicherer Zeit, und hatte ihn wissen lassen, er könne meine Postdamer Wohnung beim Voggenreiter-Verlag erfragen.

Dort aber war er bei seiner Ankunft unglücklicherweise an jemanden geraten, der mich nicht kannte. Als ich an dem fraglichen Nachmittag aus unserer Berliner Redaktion nach Hause kam, war er noch nicht da. Mit dem Fahrrad von München nach Berlin-Potsdam war ja auch keine Kleinigkeit. Doch als es dann abends immer später wurde, bat ich beim Voggenreiter-Verlag um Suchhilfe. Ludwig Voggenreiter selbst erklärte sich dazu bereit und fuhr mich mit seinem Wagen von einer Jugendherberge zur anderen. Nirgends eine Spur. Schließlich mußten wir es aufgeben, und ich kam kurz vor Mitternacht müde und enttäuscht nach Hause. Meine Zimmerwirtin war noch auf und legte den Finger auf den Mund. An der Stubenwand lehnte ein gepackter Tornister. Erwin schlief fest, nur ganz allmählich, sozusagen stückweise wurde er wach. Während ich mit Ludwig Voggenreiter nach ihm zu suchen begann, hatte er sich in den Straßen um den Verlag Haus für Haus nach mir durchgefragt. Nach dem Schluß der Spiele radelte er dann weiter, in Richtung auf Hamburg und besuchte meine Eltern.

Wenige Wochen später fand meine Tätigkeit in Berlin ein rasches Ende. Ich hatte mich beim Eher-Verlag darüber beschwert, daß Dierksen, der sich - wie man heute sagt - "besser verkaufen konnte", mir vorgezogen würde. Natürlich saß ich am sehr viel kürzeren Hebelarm, und Gerhard Pantel erhielt einen Wink, er möge sehen, mich irgendwie lozuwerden.

Ich hatte anläßlich des Gedenktages an die Schlacht bei Tannenberg (30. August 1914) eine ganzseitige Bildmontage gemacht: im Vordergrund Massen sowjetischer Infanterie (als Gegenwartsbezug), im Mittelgrund das Tannenbergdenkmal (in dem 1934 Hindenburg beigesetzt worden war), darüber sowjetische Flugzeuggeschwader.

Wegen dieser Montage warf mir Gerhard Pantel also "politische Instinktlosigkeit" vor (angeblich liefen damals, im August 1936, irgendwelche Sondierungen in Richtung UdSSR) und übermittelte mir die Kündigung des Verlages (oder ich mußte kündigen, das weiß ich nicht mehr).

Um nicht für immer beruflich geschädigt (Neusprache: "diskriminiert") zu sein, ging ich mit einem Abzug der Tannenberg-Seite ins Reichspropagandaministerium zu "Hein" Schlecht, dem Persönlichen Referenten des Ministers (einem alten "Bündischen" aus der "Freischar Schill") und ließ mir von ihm schriftlich bescheinigen, daß gegen

meine Bildmontage politisch nichts einzuwenden sei. Dann kündigte ich meine Potsdamer Wohnung, verabschiedete mich von den Kameraden in der Redaktion, von Ludwig Voggenreiter und Herbert Oertel und fuhr zu meinen Eltern.

Ein guter Freund aus frühester Kindheit, Hans Rodde, Sohn des Försters und Gemeindevorstehers unserer Heimatgemeinde, war inzwischen Leiter des Propangandaamtes Hamburg geworden, unmittelbar dem Berliner Reichsministerium unterstellt. Er verhalf mir umgehend zu einer neuen Stellung. Die Kulturabteilung der Hamburger "Jugendpflege- und Sportbehörde" war gerade eben frei geworden, und ich konnte sie durch Vermittlung von Hans Rodde sofort übernehmen. Leiter dieser Behörde war Günther Kramer, der seinerseits eng mit der Hamburger Gebietsführung der Hitlerjugend zusammenarbeitete. Dort war ich ja als "alter" Hamburger HJ-Führer kein Unbekannter.

Nachdem ich erst einmal begriffen hatte, wie man mit dem Haushaltsplan einer Behörde, mit dem Teilhaushalt für die eigene Abteilung in der Schreibtischschieblade umgeht, konnte die Arbeit los- bzw. weitergehen.

Die wöchentlichen Unterhaltungsnachmittage für die Großstadtjugend, konzipiert und meisterlich durchgeführt von Horst Braun, Ausstellungen für junge Nachwuchskünstler, Beschaffung verbilligter Theaterkarten für berufstätige Jugendliche und Kurse aller

Art nach Volkshochschulmuster gehörten zu meinem Ressort, alles für die Jugend der Stadt, in der ich geboren bin. Es war eine wirklich schöne Aufgabe. Ich erinnere mich an eine wochenlange Pressekampagne gegen den Mißbrauch des Theaters zu Unterrichtszwecken, gegen den Theaterbesuch geschlossener Schulklassen mit anschließendem Aufsatz über die betreffende Aufführung. Wir setzten uns für die Unmittelbarkeit, für die Spontanität des Theatererlebens, die Tageszeitungen stiegen voll in unser Thema ein, die Schulbehörde und der Philologenverein wehrten sich. So ging die öffentliche Diskussion lange hin und her, bis die Redaktionen meinten, nun sei es genug des grausamen Spiels.

Gleich zu Beginn meiner neuen Tätigkeit fragte mich Wilhelm Zachau, der zuständige Jungvolkführer für Wandsbek, Rahlstedt und die Hamburgischen Walddörfer, ob ich in seinem Jungbann die Führerschulung und die Personalarbeit - nebenberuflich - übernehmen wolle. Natürlich sagte ich zu. Im Bereich dieses Jungbanns lagen ja auch die Ortschaften, in denen ich 1931/32 mit dem Fahrrad die ersten Hitlerjungen gesammelt hatte. Vor allem aber wußte Wilhelm Zachau noch, was Jungenführung heißt. Er verwaltete nicht, sondern führte, hatte Phantasie, war, wie man heute sagt, "kreativ" und hatte eine wirkliche Auslese im Sinn. Wenn schon der "Dienst" in HJ und Jungvolk zur gesetzlichen Pflicht für alle geworden war, so sollte doch jedenfalls die **Führerschaft** seines

Jungbanns von Freiwilligkeit und Freude beseelt sein und das darstellen, was früher eine gute bündische Mannschaft gewesen war. (Das durfte er allerdings nicht aussprechen.)

Hier ließ sich also noch etwas Sinnvolles tun, eine wirkliche Gemeinschaft wachsen lassen, sorgfältig ausgewählten Jungstamm-, Fähnlein- und Jungzugführern ein Schatz an Erlebnissen, ein bleibender innerer Gewinn vermitteln. Kurz: hier ließ sich etwas **bewegen**, anstatt Bewegung zu verhindern und zu verfolgen, wie zunehmend ringsum.

Von den Wandsbekern unter ihnen besuchten nicht wenige dasselbe Gymnasium, an dem ich 1932 mein Abitur gemacht hatte. In diesem Jungbann konnte ich mich echt zuhause fühlen, wohnte auch wieder im Elternhaus und fuhr von dort wieder wie einst jeden Morgen in die Stadt zur Arbeit in der Behörde.

Alle zwei Wochen kam die Führerschaft des Jungbanns übers Wochendende in der Jugendherberge von Hoisdorf, einer Nachbargemeinde meines Wohnorts, zusammen, und jedesmal stand dieses Treffen unter einem bestimmten Thema. Es wurde am Sonnabend abends erlebnishaft, von der Intuition her und auf musische Weise angesprochen, mit Vorlesung, Dichtung und passenden Liedern, am Sonntag vormittags dann rational, fachlich, in Gestalt eines gründlichen Vortrags und nachmittags, bevor wir wieder abfuhren, noch einmal zusammen-

fassend in allgemeiner Aussprache erörtert. Zwischendurch, zur Auflockerung, wurde Sport getrieben, gesungen und, ja, auch die vorgeschriebenen "Ordnungsübungen" kurz aber konzentriert vorgenommen. Die Fähnlein- und Jungzugführer sollten ihren Jungen nichts befehlen, was sie nicht stets von neuem auch am eigenen Leibe verspürten.

Solange ich lebe, werde ich das Bild vor Augen haben, wie mich damals, vor einem halben Jahrhundert, Wilhelm Zachau zum erstenmal in Hoisdorf seiner Führerschaft vorstellte. Wir traten aus der Jugendherberge auf den Hof hinaus. Da stand die Front, vier Jungstammführer, zehn Fähnleinführer und vierundzwanzig Jungzugführer, alle zwischen dreizehn und siebzehn Jahre alt, jeder einzelne von Wilhelm Zachau persönlich ausgewählt und mit der Führung seiner Einheit betraut, jeder aus eigenem inneren Antrieb bei der Sache und von dem Glück, Jungen führen zu dürfen, getragen. Da stand wirklich eine Elite. So verpönt dieser Begriff heute auch sein mag, hier war er Tatsache geworden. Eine reine Freude, nun mit diesen jungen Menschen, für sie und an ihnen arbeiten zu dürfen. Diese Freude stand mir wohl deutlich ins Gesicht geschrieben, denn sie wurde offensichtlich erwidert, als Wilhelm Zachau mich mit jedem einzelnen bekannt machte. Es war Vertrauen da, ein guter innerer Kontakt, Herzlichkeit. Äußere Erscheinung und innere Wesenheit stimmten hier noch überein. Was ich diesen Jungen nahebringen, vermitteln

durfte, fiel auf guten Boden.

Später, während des Krieges, hat Hans Thams meine Hoisdorfer Schulungsvortäge aus dem Winterhalbjahr 1937/38 in Hamburg drucken lassen. Sie erschienen unter dem Titel "Revolution zu uns selbst". Damit sollte gesagt sein, daß **unsere** Revolution, nämlich die der deutschen Jugendbewegung, eigentlich eine **Rückkehr** zu der uns angestammten, wesenhaften Lebensweise bedeutete, der wir, unsere Völker, jahrhundertelang entfremdet worden sind.

Dem entsprechend ging es mir bei meinen Vorträgen damals um die Vermittlung einer Welt- und Lebensauffassung, die der natürlichen, ursprünglichen, noch ungebrochenen Verhaltensweise der nordisch-fälischen Völker angemessen war, und das mit jugendlich unbedingter Entschiedenheit. Dabei kam mir das besonders starke Heimatgefühl in der holsteinisch-stormarnschen Landschaft mit ihren frühgeschichtlichen Kulturdenkmälern unbewußt zu Hilfe.

Zwei Begebenheiten aus diesen Hoisdorfer Wochenendschulungen sind mir besonders in Erinnerung geblieben: Als ich an einem Sonntagvormittag ausführlich über "Arbeit und Frömmigkeit" gesprochen und dabei entschieden eine Diesseitsfrömmigkeit vertreten hatte, die werktags, während und in der Berufsarbeit **gelebt** wird, trat der Wandsbeker Jungstammführer Eggert Bünz auf mich zu, lächelte

ein wenig skeptisch und sagte: "Interessant, wie ihr das macht". Ihn hatte ich nicht überzeugen können, aber er fand den Ansatz, den Ausgangspunkt immerhin beachtlich. Eggert stammte aus einem lutherischen Pastorenhaus und wollte auch selbst wieder Pastor werden (ist es nach dem Kriege auch geworden).

Er war also gläubiger Christ, aber durchaus nicht in einem weltabgewandten Sinne, sondern ein gleichzeitig kluger und fröhlicher Mensch, auch zu lustigen Streichen aufgelegt. Manchmal schlich er sich mit uns spät abends in die Kirche seines Vaters (in Wandsbek-Ost), setzte sich an die Orgel und spielte - keine Choräle, sondern unsere Lieder, ab und zu sogar einen der damals gängigen Schlager. Doch am christlichen Glauben, damit also auch an der Jenseitsvorstellung (im Unterschied zu der von mir vertretenen Diesseitsfrömmigkeit) hielt er fest, da stand er in der Tradition seiner Väter.

Die andere Begebenheit, die mir im Gedächtnis geblieben ist, hing mit dem Tagungsthema "Leben" zusammen, genauer gesagt: Übermittlung, Weitergabe des Lebens der Vorfahren an die Nachkommen. Am Sonnabend-Nachmittag, beim Eintreffen der jungen Führerschaft in Hoisdorf herrschte eine so "aufgekratzte", ausgelassene Laune, daß die Einstimmung in, die Aufnahmebereitschaft für ein so ernstes Thema einfach nicht möglich, nicht gegeben war. Ich gab daher einem der Jungstammführer den Auftrag, den ganzen Haufen

erst einmal eine Stunde lang draußen im Freien zu "scheuchen", d.h. also, mit Formalübungen zu bewegen, in der Hoffnung, das würde sie etwas ruhiger stimmen. Das Gegenteil war der Fall. Als sie polternd wieder hereinkamen. schienen sie fest entschlossen: nun gerade nicht! Aber inzwischen hatten wir den Raum verändert, auf den langen Tischen vor jeden einzelnen Platz eine brennende Kerze gestellt, sonst keinerlei Licht.

Sie stutzten, setzten sich, erwartungsvoll ... "Die kleine Flamme vor dir ist dein Leben. Erlischt sie, dann bist du nicht mehr. Aber sie ist nicht dein Leben allein, sie brennt auch für alle, die vor dir waren. Läßt du sie verlöschen, ohne zuvor ein neues Licht zu entzünden, dann schneidest du damit allen, die vor dir waren, die in ungezählten Generationen erst zu dir hingeführt haben, ihr Weiterleben ab ..." Sie hören zu, werden still, die offenen Gesichter spiegeln Nachdenklichkeit. Dann wird aus dem Werwolf von Hermann Löns die Szene vorgelesen, wie Harm Wulf, der Wulfsbauer, mitten im Kampf gegen die Marodeure, die in der Lüneburger Heide ihr Unwesen treiben, die Nachricht erhält, daß seine Frau zuhause Zwillinge geboren habe, wie er Hals über Kopf heimreitet, auf Zehenspitzen die Stube betritt und auf der Bettdecke vier winzig kleine Hände krabbeln sieht. Da öffnen sich die Herzen, aus dem Abend ist unversehens eine Feierstunde geworden, die wir mit einem

Volkslied beschließen.

Viele von denen, die dabei waren, hatten keine Gelegenheit mehr, ihr Leben weiterzugeben. Manche fielen schon zwei Jahre später, andere drei, vier oder fünf Jahre später, unter ihnen auch, die ich damals zu Freunden gewann, Olaf Holzgren, Kalli Teckenburg, Gerd Blume und Achim, Achim Lexzau-Nieland, an dessen Grab ich im Spätsommer 1942 in Rußand stand.

Was mich zuinnerst trägt und hält,
Du hast dich neben mich gestellt
Seit deinen Jungenjahren,

Bist lange schon unendlich weit
Und lebst doch in mir alle Zeit
So, wie wir damals waren.

Gelingt mir hier und da ein Wort
Dein Herz schlägt deutlich darin
fort
Und schenkt der Sprache Leben.

Drum eigne ich dir's wieder zu.
Was ich nie fände, findest du
Und hörst nicht auf zu geben.

***

Aber ich bin weit vorausgeprellt, um der Freunde zu gedenken, die ihr Leben nicht mehr weitergeben konnten so, wie unsere Eltern es uns gegeben haben. Schon das Ende des Jahres 1936 war verdunkelt gewesen von der schweren Erkrankung und vom Tod meiner Mutter. Sie hatte sich in den letzten Jahren intensiv nicht nur mit Familienforschung, sondern auch mit dem kulturgeschichtlichen Umfeld beschäftigt, von dem das Leben der Vorfahren jeweils geprägt war. Dann hatte sie sich der Frauenschaft unserer Gemeinde angeschlossen und war auch dort rege tätig geworden. Als ich ihr einmal in unserem Wohnzimmer meine Sorgen über die verhängnisvolle Entwicklung in Staat, Partei und Jugendführung anvertraute, summte sie an Stelle einer Antwort nur leise die Melodie des Liedes von Karl Bröger, dem Arbeiterdichter, "Nichts kann uns rauben Liebe und Glauben zu unserm Land". Das hat mich damals zugleich beschämt und ergriffen. Anfang November begann sie, über immer unerträglicher werdende Kopfschmerzen zu klagen. Gleichzeitig fiel ihr das Gehen immer schwerer so, als stelle sich eine Lähmung ein. Als an meinem Geburtstag einige der Jungvolkführer aus den Hamburgischen Walddörfern in meinem Zimmer saßen, ließ sie es sich nicht nehmen, zu uns hereinzukommen und die Jungen zu begrüßen. Da ging es ihr schon sehr schlecht. Wenig später ergab dann eine gründliche Untersuchung die Diagnose: Gehirntumor, die Notwendigkeit des Versuchs, zu operieren, die Einweisung ins Eppendorfer Krankenhaus,

die entsetzliche Quälerei vor und nach der Stunden währenden Operation, vor allem danach.

Und es war doch alles umsonst. Am Weihnachtsabend lag sie bei uns im offenen Sarg unter einem schlichten, grünen Tannenbaum im Wohnzimmer, gleich neben dem Klavier, an dem sie, so lange ich zurückdenken kann, während meiner ganzen Kindheit, so oft gesessen, gesungen und sich dazu begleitet hatte, nicht selten auch umringt von meinen Freunden, den Hamburger Jungvolkführern.

Am ersten Weihnachtsfeiertag kamen die Nachbarn, Abschied zu nehmen, am zweiten Feiertag trugen wir sie zu Grabe. Vater hielt selbst die Grabrede, stand wachsbleich auf dem Pult der Friedhofskapelle. Als wir dann Hände voll Erde ins Grab warfen, verloren einige der Jungen in der Runde die Fassung. Hans Rodde, der alles vorbereitet hatte, erwies sich auch hier als der umsichtige, hilfreiche Freund.

1937

Anfang des Jahres 1937 erhielten wir Besuch aus München. Heio (Heinz Ammon), mit dem ich mich nach dem zweiten Hochlandlager 1935 befreundet hatte, kam mit seiner Mutter nach Hamburg und auch zu uns nachhause. Vater entschuldigte sich in rührender Weise bei ihnen dafür, daß infolge von Mutters Tod "keine Hausfrau sich um die Gäste kümmern könne". Er litt noch unsäglich und machte einen so hilflosen Eindruck, daß es uns allen ans Herz ging.

Ich zeigte den beiden Hamburg, natürlich auch meine Arbeitsstätte, die Jugendpflege- und Sportbehörde, ruderte mit ihnen auf der Außenalster und wanderte mit ihnen durch die Kunsthalle. Für den Sommerurlaub verabredeten wir meinen Gegenbesuch in Murnau am Staffelsee, ihrem alljährlichen Ferienaufenthalt. Darauf freute ich mich sehr.

Durch die Arbeit in der Jugendpflege- und Sportbehörde kam ich auch wieder mit der Reichsjugendführung in Berührung, und zwar diesmal mit dem Kulturamt unter Leitung von Obergebietsführer Karl Cerff. Und hier kann ich - endlich einmal - Gutes berichten. Cerff war selber ein innerlich bewegter Mensch, kein bloßer Organisator oder Verwalter, und verstand es, bedeutende Künstler zur Mitarbeit in seinem Kulturamt zu gewinnen, sowohl auf dem Gebiet der Bildenden Künste (Heinrich Hartmann), als auch im

Bereich der Dichtung (Hans Baumann, Eberhard Wolfgang Möller, Gerhard Schumann 22), vor allem in der Musik (Blumensaat, Gerhard Maas, Spitta 23).

In diesem Amt herrschte eine überaus lebendige, schöpferische Atmosphäre, die ansteckend, ja, beflügelnd wirkte. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, an Lagern des Kulturamtes teilzunehmen und kam jedesmal bereichert davon zurück.

Besonders lebhaft ist mir ein Treffen der Theater-Referenten der HJ-Banne bzw. Jungbanne im Gedächtnis geblieben. Sie kamen aus ganz Deutschland in Bochum zusammen, und das Bochumer Theater hatte eigens aus diesem Anlaß nicht weniger als acht Neuinszenierungen erarbeitet, darunter auch das "Frankenburger Würfelspiel" von Eberhard Wolfgang Möller (das schon bei den Olympischen Spielen in Berlin auf der Freilichtbühne neben dem Stadion gezeigt worden war).

Der "Reichsbühnenbildner" - so etwas gab es tatsächlich -, Benno von Ahrendt, hielt uns einen Vortrag über Kostümfragen und meinte unter anderem bei der Erwähnung besonders knapper Kostüme: "Warum soll'n wir's denn nicht zeigen, wir ham's ja". Auch erklärte er uns, wie man etwa in Shakespeares Sommernachtstraum auf der Bühne Glühwürmchen herumschwirren lassen kann (mit Hilfe von Projektoren).

Am Ende der erlebnisreichen Woche improvisierten wir Tagungsteilnehmer selber ein Schlußkabarett, bei dem wir alles übertrieben und verulkten, was uns besonders aufgefallen war. Die unheimlich breiten Schultern der Weltenrichter im Frankenburger Würfelspiel zum Beispiel machten wir **noch** etwas breiter, indem wir uns Besenstiele mit darübergehängten Tüchern quer über den Rücken banden.

Etwa um dieselbe Zeit kam Schwartz von Berg aus dem Reichspropagandaministerium nach Hamburg und hielt in Altona vor der versammelten HJ-Führerschaft des Gebietes einen Vortrag über sein Ressort. Daraus erinnere ich den klassischen Satz: "Propaganda, meine Herren, Propaganda ist relativ verminderte Wahrheit". So etwas prägt sich ein. Immer deutlicher wurde mir damals ohnehin der entscheidende Unterschied zwischen kurzfristig, von Tag zu Tag wirkender Stimmungsmache und lebenslang prägender, Persönlichkeiten formender Schulungsarbeit, aber auch die Tatsache, daß dabei Goebbels (der Reichspropagandaminister) am längeren Hebel saß. Gegen ihn kam die "weltanschauliche Schulung" nicht an, weder in der Partei noch in der Hitlerjugend. Wir standen da offenbar auf verlorenem Posten, aber Aufgeben kam nicht in Frage! Von der Massenpsychologie her gesehen hatte Goebbels sicherlich Recht, aber uns "alten" HJ-Führern war es nie um Masse gegangen, sondern um Weiterentwicklung des Volkes in seiner Jugend, d.h. um Bildung von Persönlichkeiten. Und die ist nur in

kleinen Gemeinschaften möglich. Darum waren wir ja auch entschieden gegen die allgemeine Jugenddienstpflicht, das Gesetz vom 1. Dezember 1936 und gegen die unglaublich engstirnige Verfolgung der bündischen Gemeinschaften, mit der man sich eine durchaus vermeidbare Opposition selbst erst heranzog. (Ebenso wie in der Studentenschaft)

Das Wort von der "relativ verminderten Wahrheit" zeugte überdies von grundsätzlicher Mißachtung der "Volksgenossen", denen man offenbar nicht zutraute, die ganze Wahrheit verkraften zu können. Das ist ja ein heute genau so aktuelles Problem wie damals. Das bewußte Belügen der Wähler **vor** der Wahl gehört sogar zur beständigen "demokratischen", parlamentarischen Praxis. Und das Verschweigen der vollkommen ausweglosen Situation im Falle von Atomkraftwerks-Katastrophen heute übertrifft an Verlogenheit alles je Dagewesene.

Meinen Sommerurlaub 1937 durfte ich, wie zu Jahresbeginn verabredet, mit Heio (Heinz Ammon) und seinen Eltern in Murnau am Staffelsee erleben. Nach allen den tiefgreifenden Veränderungen, die das Jahr 1936 meinem Leben gebracht hatte, nach der Erschütterung durch Mutters Leidenszeit und Tod, nach den vielfältigen Erlebnissen, die das neue Arbeitsfeld in Hamburg in sich schloß, habe ich diesen Urlaub sehr bewußt als Freiheit empfunden und genossen. In meiner Erinnerung steht er in hellem Licht. Das Zusammensein

mit Heio in voller Blüte seiner Jungenjahre, am See, im Boot, auf der Insel, im Balkenwerk unserer Unterkunft, war eine Freude.

Seine ältere Schwester, bereits berufstätig, arbeitete als Sekretärin in der Münchner Dienststelle von Rudolf Heß (Reichsminister und "Stellvertreter des Führers") und erlebte dort mit, wie Martin Bormann seinen Chef, eben Heß, allmählich zu überspielen und beiseite zu schieben begann. Sie litt unter dieser Entwicklung. Ich habe das damals noch nicht voll erfaßt, habe mir die Urlaubfreude nicht trüben lassen, mußte dann aber vorzeitig abreisen, da mich ein Telegramm meines Vaters erreichte mit der Nachricht, die

Nordische Gesellschaft

in Lübeck habe sich nach mir erkundigt und erwarte meinen Besuch. Ich hatte mir schon seit langem gewünscht, dort mitarbeiten zu dürfen und fuhr sofort hin. Seit ich 1935 bei einer Schwedenfahrt (allein) Arne Clementson kennengelernt hatte, den Gründer und Führer der schwedisch-nationalen Jugendorganisation Nordisk Ungdom (in der Tradition Karls XII.), hatte mein anthropologisches Interesse für den Norden gewissermaßen lebendige Gestalt angenommen. (Über Geschichte, Organisation und Aufgaben der Nordischen Gesellschaft habe ich an anderer Stelle berichtet. (**24**))

Als ich mich im Lübecker "Reichskontor" vorstellte, boten mir Dr. Ernst Timm, der "Reichsgeschäftsführer", und die Abteilungsleiter Walter Zimmermann und Heinrich Jessen an, zum frühestmöglichen Termin die Organisation der Vortragsreisen in- und ausländischer Vortragender sowie deren Betreuung zu übernehmen. Außerdem sollte ich die neu zu schaffende Abteilung für Jugendarbeit, Jugendgemeinschaftslager und Gruppenaustausch mit skandinavischen Jugendgruppen aufbauen und leiten. Das war natürlich eine unerhört reizvolle Aufgabe, aber, wie die Dinge lagen, nur in ständiger Verbindung mit der Reichsjugendführung möglich.

Ich kündigte also meine Stellung bei der Hamburger Jugendbehörde, begann mit der Arbeit in Lübeck, vermutlich am 1. Oktober und wurde Verbindungsmann der Nordischen Gesellschaft zu drei Ämtern der Reichsjugendführung, zum Kulturamt (Karl Cerff), zum Amt für weltanschauliche Schulung (Griesmayr) und zum Auslandsamt (Hans Lauterbacher). In der Praxis beschränkete sich diese "Verbindung" allerdings auf schriftlichen Verkehr, und auch dazu ergaben sich in der Folgezeit nur selten Gelegenheiten.

Persönlich brauchte ich mich in Berlin nicht mehr sehen zu lassen und habe daher auch keine Erinnerungen an bestimmte Räumlichkeiten, Umgangsformen oder einzelne Funktionäre in der Reichsjugendbehörde. Durch das "Gesetz

über die Hitlerjugend" vom 1. Dezember 1936, das den Dienst in der HJ zur gesetzlichen Pflicht für alle Jugendlichen machte, war sie ja tatsächlich zu einer staatlichen Behörde geworden.

Später einmal erzählte mir mein schwedischer Freund Arne Clementson, der Führer von Nordisk Ungdom, von seinem Besuch in der Zeugmeisterei der Reichsjugendführung in Berlin und amüsierte sich königlich über die dort museumsartig, in Glasvitrinen mit entsprechender Beschriftung ausgestellten Uniformstücke und Dienstgradabzeichen. "Jugend soll von Jugend geführt werden", hatte Schirach geschrieben ... War er selbst jemals wirklich jung? Hatte er selbst je die berauschende Fülle des Jungseins in sich erlebt?

Bei den Jungvolkführern im Nordosten Hamburgs war diese Fülle, dieser aus dem innersten Wesen jedes einzelnen kommende Schwung mitreißend. Hier lebte noch echte Jugendbewegung, und die Führerschaft jedes der vier Stämme, die zu Wilhelm Zachaus Wandsbeker Jungbann gehörten, Wandsbeck, Rahlstedt, Bramfeld und Walddörfer bildete jeweils in sich eine "Gruppe" bündischer Art, eine wirkliche, lebendige Gemeinschaft. Von der Schulungs- und Personalarbeit dort wollte ich mich auf garkeinen Fall trennen. Dazu waren mir diese Jungenführer, die selbst noch durch und durch Jungen waren, bei aller erforderlichen Selbstdisziplin, schon zu sehr ans Herz gewachsen, zum Teil zu Freunden

geworden. Das mußte also neben der vielseitigen und interessanten neuen Arbeit in Lübeck auch weiterhin möglich bleiben. So fuhr ich denn Tag für Tag morgens von Ahrensburg nach Lübeck, am späten Nachmittag von Lübeck nach Wandsbeck zur Jungbann-Dienststelle und von dort nachts wieder nach Hause. Vater hatte jeden Morgen seine liebe Mühe, mich wach zu bekommen und zum Aufstehen zu bewegen. Bei der morgendlichen Bahnfahrt kam ich mit den Ahrensburger Jungen ins Gespräch, die in Bad Oldesloe zur Schule gingen, unter ihnen mit Hans Wilde, genannt Henner, dem Ahrensburger Fähnlein-, später Jungstammführer, mit dem mich seitdem eine lebenslange Freundschaft verbindet.

1938

In meinen Hoisdorfer Schulungsvorträgen des Winterhalbjahrs 1937/38 habe ich unter anderem zwei Gedanken ausgeführt, die mir heute noch wesentlich erscheinen. Der eine war, daß die Zeit, die wir damals unmittelbar miterlebten, sicherlich den **letzten** Versuch Deutschlands darstellte, die Bedeutung wiederzuerlangen, zu der ihm Bismarck von 1871 bis 1890 verholfen hatte. Dabei sah ich den zweiten Weltkrieg damals noch nicht voraus, es sei denn instinktiv, im Unterbewußtsein (vergl. Seite 20 unten - 21). Heute weiß ich, daß ich das damals richtig sah: es war tatsächlich der letzte Versuch. Eine vergleichbare Chance wird Deutschland, die deutsche "Nation" nicht wiederbekommen. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung will das auch garnicht mehr.

Der andere Gedanke, den ich in Hoisdorf vor den Jungvolkführern ansprach, war auf die Zeit vorausgerichtet, in der Hitler einmal nicht mehr am Leben sein würde. Dann müsse an die Stelle der Bindung an seine Person die inzwischen allgemein verbreitete und gefestigte Überzeugung von der Richtigkeit der "Idee" treten. Unter dieser "Idee" verstand ich in erster Linie die Verbindung von Volksbewußtsein oder Nationalgefühl mit einem auf deutsche Mentalität zugeschnittenen Sozialismus, d.h. mit dem festen Willen, soziale Verhältnisse durchzusetzen, die der Selbsteinschätzung der deutschen

Menschen gerecht wurden. (Das haben die Psychologen und Propagandisten der alliierten Siegermächte später wohl ebenso gesehen. Bei den Vorbereitungen zur reeducation der deutschen Bevölkerung (25) war man sich darüber einig, daß Volksbewußtsein und Nationalgefühl zu unterdrücken sei, was ja auch weitgehend gelang, und daß deutsche Maßstäbe im Bezug auf den sozialen Standard sowie rechtlichen Status nicht berücksichtigt werden dürften.)

Auf Widerspruch stieß ich bei meiner Schulungstätigkeit damals (sowohl in den Hoisdorfer Wochenendlehrgängen als auch schon früher in München) mit meiner Auffassung, daß unsere Selbstbeurteilung, unser Selbstbewußtsein und daher folgerichtig auch unsere Politik sowie Kulturpolitik weit mehr auf die natürlichen Gegebenheiten, also biologisch-anthropologisch zu begründen seien als auf die historische Entwicklung. Das in Jahrtausenden oder sogar Jahrzehntausenden geformte, evolutionär gewachsene jeweilige Menschenbild körperlich sowohl wie geistig-seelisch-charakterlich betrachtete ich als objektive Gegebenheit, als Schicksal, unausweichlich. die Prägungen der Geschichte dagegen als allzu abhängig von menschlicher Willkür und Laune.

Nicht selten wurde eingewandt, die konfessionelle und soziale Spaltung des Volkes sei schon verhängnisvoll genug. Mit einer biologisch-anthropologischen Einstufung würde

man die Volksgemeinschaft eher vollends zerreißen als festigen. Und diese Gefahr war in Deutschland nicht zu leugnen. Das deutsche Nationalbewußtsein stand eben - historisch **und** biologisch bedingt - auf recht schwachen Füßen.

In dieser Hinsicht waren die skandinavischen Völker, mit denen ich nun beruflich zu tun bekam. glücklicher daran. Sie brauchten in sich nicht derartig heterogene biologische Bestandteile zu überbrücken. Aber eben weil das für sie kaum ein Problem darstellte, waren sie für eine anthropologische Betrachtungsweise ihrer Geschichte und ihrer zukünftigen Existenz nur in Einzelfällen ansprechbar. Das stellte sich in vielen Gesprächen mit unseren Gästen aus dem Norden immer von neuem und immer deutlicher heraus, erst recht, wenn wir selber in den Norden reisten und dort versuchten, etwa für den "Nordischen Gedanken" (im Sinne von Hans F.K. Günther) zu werben. (Ich habe das an anderer Stelle, in meinem Bericht über die Nordische Gesellschaft und in meiner Schrift "Das größere Vaterland" näher ausgeführt und begründet **(26)**.) Wir konnten in dieser Hinsicht nur sehr langsam Boden gewinnen und hätten mehrere Jahrzehnte kontinuierlicher Arbeit benötigt, um eine bleibende Besinnung auf die naturgegebenen Gemeinsamkeiten herbeizuführen. Der Krieg und seine Folgen haben alle derartigen Ansätze natürlich später im Keime erstickt.

Dagegen brauchte man in Jugendgemeinschaftslagern und bei gegenseitigen Besuchen von Jugendgruppen die jungen Menschen (je jünger, desto wirksamer) nur sich selbst überlassen. Sie fanden instinktiv sehr schnell zueinander, über alle sprachlichen Barrieren hinweg, treffender gesagt: sprachlos. Eine unbewußte Freude aneinander wirkte Wunder.

Ich erinnere mich zum Beispiel an ein Lager des freiwilligen norwegischen Arbeitsdienstes, der Jugendliche aller politischen Richtungen anwarb. die meisten aus der Hauptstadt Oslo. Das Lager stand südwestlich von Trondheim in gebirgigem Gelände und war mit der Urbarmachung kleinster Landparzellen, d.h. mit Stubbenroden und dem Ausgraben von Felstrümmern beschäftigt, einer unsäglich mühseligen Arbeit. Als Gäste nahmen auch acht oder zehn deutsche Jungen daran teil, eine Jungvolkgruppe. Sie verstanden weder landsmål noch riksmål (die beiden norwegischen Sprachen), kamen aber trotzdem mit den norwegischen Jungen sehr gut aus und fügten sich reibungslos in das Lager- und Arbeitsleben ein.

Als in diesenm Lager - im Rahmen des kulturellen Programms - eines Abend bei stark rauchenden Feuern (gegen die Mückenplage) stundenlang altnorwegische Lyrik vorgetragen wurde, verstanden wir Deutschen zwar inhaltlich kein Wort, berauschten uns aber am Klang und Rhytmus dieser uralten Sprache. Es war wie Musik. Übrigens ging es manchen

der Großstadtjungen aus Oslo nicht viel anders. Sie hatten ja kaum Gelegenheit gehabt, das Altnorwegische (dem Isländischen verwandt) kennenzulernen.

Ein andermal kam ein großer Trupp norwegischer Spejder (Pfadfinder) auf der Rückreise vom Jamboree (internat. Pfadfinderlager, alle vier Jahre), das in den Niederlanden stattgefunden hatte, durch Hamburg. Von der Gebietsführung wurde angefragt, wer sich daran beteiligen wolle, den Spejdern die Stadt und den Hafen zu zeigen. Ich lud einige von ihnen auf den Süllberg, oberhalb von Blankenese ein, lernte dabei Ole Lützow--Holm kennen, den Sohn - wie sich erst später herausstellte - des Kommandeurs der norwegischen Marineflieger,und verabredete mit ihm einen Besuch bei ihm zuhause, in Horten am Oslofjord.

Dieser Besuch ist mir unvergeßlich geblieben. Ole entsprach äußerlich ganz dem Bild, das wir uns von einem jungen Nordmann und Wikinger machen, war andrerseits sensibel und manchmal in sich gekehrt. Zum Baden ließen wir uns auf eine Insel übersetzen, auf der eine große Schießscheibe stand, und auf diese Scheibe schossen die Marineflieger im Tiefflug mit ihren Maschinengewehren, während wir am Strand in der Sonne lagen oder uns im Wasser tummelten. Oles Vater, der Kommandeur, war von zwei früheren Abstürzen her schwer versehrt, flog aber trotzdem seinen Fliegernachwuchs persönlich ein

und bemerkte beiläufig, nur das Looping links fiele ihm etwas schwer. Er war mit Amundsen (27) zusammen an der Suche nach dem italienischen Polarforscher Nobile beteiligt gewesen, zeigte mir in den Marinewerkstätten in Horten seine handwerklich zusammengebauten Wasserflugzeuge mit versuchsweise angebrachten Torpedoabwurfvorrichtungen und meinte dazu: "Das kann ich Ihnen ruhig zeigen, das wissen Ihre Experten in Deutschland sowieso schon lange". (Auch diese Verbindung ist durch den Krieg zerstört worden. Die ganze Familie Lützow-Holm ging 1940 mit dem norwegischen König und der Regierung nach England. Wir haben nie wieder voneinander gehört.)

Auch von einer Gemeinschaftstagung des Gebietes Pommern der Hitlerjugend mit schwedischen Volkstanz-Jugendgruppen in Stralsund,an deren Zustandekommen ich von der Nordischen Gesellschaft aus mitgewirkt hatte, brachte ich sehr erfreuliche und nachhaltige Eindrükke mit nach Hause. Die Stimmung bei den Volkstänzen - auch die Pommern hatten da vieles zu bieten - war von jugendlichem Schwung, von der allgemeinen Freude am Jungsein getragen, völkerverbindend im wahrsten Sinne des Wortes.

An einem Spätnachmittag und Abend entwickelte sich spontan in den Büroräumen der Gebietsführung ein Fest, bei dem Jungen und Mädchen, Schweden und Deutsche überall Platz gefunden hatten, sogar oben auf den Aktenschränken,

und bei dem immer neue, scheinbar unerschöpfliche Mengen von Erdbeerbowle auftauchten und die gegenseitige Sympathie noch kräftig förderten.

Am Sonntagvormittag fuhr dann alles hinüber, auf die Insel Rügen. Dort wurde bei Bergen, an dem architektonisch sehr eindrucksvollen Ehrenmal für den in der "Kampfzeit" gefallenen Bergener Hitlerjungen Hans Mallon eine Feierstunde gestaltet, von der die jungen Schweden sichtlich beeindruckt waren. Die schweren Tore des Ehrenmals öffneten sich langsam, wie von selbst, und Fackelträger erleuchteten das Innere der Halle.

Der menschliche, freundschaftliche Kontakt mit der Führerschaft der Wandsbeker war währenddessen durch die Wochenendlehrgänge in der Hoisdorfer Jugendherberge und durch die langen Abende in der Wandsbeker Banndienststelle noch enger und herzlicher geworden - über einen Altersunterschied von sieben bis zehn Jahren hinweg. Da ich die Jungen dort ja nicht nur "schulte" sondern auch personell betreute, konnte ich mit der Zeit auch etwas Einfluß auf ihren Aufstieg innerhalb der vier Jungstämme nehmen und dabei meine Vorstellungen von der Eignung zur Jungenführung wenigstens in diesem kleinen Rahmen geltend machen. Es ging um ganz bestimmte menschliche Voraussetzungen, die im fürsorglich lenkenden Umgang mit den Jüngsten unentbehrlich sind und die von Natur aus gegeben sein müssen, Eigenschaften

und Fähigkeiten, die man zwar pflegen und entwickeln aber niemandem "beibringen" kann, wenn sie nicht angelegt sind.

Natürlich denke ich dabei jetzt, aus der Rückschau nach einem halben Jahrhundert, zuerst an den Kreis derer, die mir damals persönlich am nächsten gekommen sind und in Blick und Haltung noch deutlich vor Augen stehen. Ich habe sie schon genannt (S.55). Sie wuchsen zusehends und voll in ihre vielfältigen Führungsaufgaben hinein. So gestalteten zum Beispiel Per (Peter Merks) in Volksdorf und Kalli (Karl Teckenburg) in Farmsen Elternabende von ausgesprochen hohem kulturellen Niveau bei aller quirlenden Lebendigkeit. Das war einfach gekonnt.

Sie waren längst über die Ebene bloßer Befehlsausübung hinausgewachsen. Es waren ihre eigene Phantasie, ihre eigenen Entwürfe, ihr eigener Wille zu Qualität und Leistung, die sie verwirklichten, dem sonst weithin herrschenden Massenbetrieb, aller Bürokratisierung und Militarisierung zum Trotz. Es war eine Freude, ihre innere Entwicklung zu verfolgen, mit ihnen zu diskutieren und sie dabei ihre eigenen selbständigen Gedanken mit Feuer vortragen zu hören.

Nein, es gab damals nicht nur die Alternative: entweder blindes Mitläufertum oder Widerstand. Diese heute so verbreitete Darstellung ist - wie alle diese vereinfachten Schwarz-weiß-Zeichnungen - unzutreffend.

Es gab auch die Möglichkeit der eigenen Entscheidung und des eigenen Weges zwischen einem bis ins Kleinste vorgeschriebenen Kurs und selbst errungenen Vorstellungen oder Erfahrungen, es gab den fortwährenden Versuch, immer von neuem, beides irgendwie miteinander zu verbinden. Bequem war das allerdings nicht. Ausdauer war ebenso nötig wie Einfallsreichtum.

Nur blieb uns nicht mehr viel Zeit. Die ersten Einberufungen zur Wehrmacht waren bereits erfolgt und hatten schon Lücken in die junge Führerschaft gerissen. Und so mancher hatte nicht einmal mehr ein Jahr zu leben.

1939

Wir unterschieden, wie schon gesagt, sehr bewußt zwischen Soldatentum und Militarismus, bzw. "Kommiß". Die Schrift von Volkmann-Leander zu diesem Thema ging von Hand zu Hand. Das Soldatische, genauer gesagt, die Lust an der kämpferischen Auseinandersetzung steckte den Jungen im Blut, kam aus ihrem eigenen Inneren. Der Militarismus, der Kommiß kam von außen auf sie zu, wurde ihnen früher oder später, im Guten oder auch gewaltsam aufgenötigt. Doch seit geraumer Zeit war noch etwas Drittes im Spiel. Eine Ahnung, daß sich etwas Großes, Schicksalhaftes vorbereite, erfaßte die Älteren unter uns Jungvolkführern. Sie fühlten das instinktiv. Gewiß, wenn sie von Lehrgängen an der Gebietsführerschule zurück kamen, merkte man ihnen an, daß dort ganz planmäßig auf Wehrertüchtigung hingearbeitet worden war. Erstens betrieb das Helmut Stellrecht, der Chef des Amtes für körperliche Ertüchtigung in der Reichsjugendführung ebenso zielbewußt wie einseitig, zum anderen wurden die Gebietsführerschulen der HJ zum Teil von Leuten geleitet, die aus Wehrjugendverbänden stammten und weder politisch noch weltanschaulich oder gar musisch "vorbelastet" waren.

Aber das war es nicht allein, war nicht der einzige Grund dafür, daß auf den Kleiderschränken der älteren Jungvolkführer zuhause stets der feldmarschmäßig gepackte Tornister mit aufgeschnallter gerollter Decke und

gefalteter Zeltbahn bereit lag. Daß ihre jungenhafte Fröhlichkeit zunehmend von einem männlichen Ernst, einer wortlosen Entschlossenheit überschattet schien, mußte noch eine andere Ursache haben. Uns allen mehr oder weniger unbewußt, hatte sich das Klima verändert, es lag etwas in der Luft. Gegen alles, was nicht unmittelbar mit der Vorbereitung auf diese bevorstehende Erprobung zusammenhing, schlossen sie sich mehr und mehr ab, ohne daß ihnen das selbst zum Bewußtsein kam.

Auch in der beruflichen Arbeit im Rahmen der Nordischen Gesellschaft war dieses veränderte Klima zu spüren. Was die Olympischen Spiele in Berlin im Sommer 1936 Deutschland an moralischem Kredit im Ausland, auch gerade im Norden, eingebracht hatten, schwand allmählich dahin. Mißtrauen trat an die Stelle, vermutlich unter britischem Einfluß, vor allem in Norwegen. Bei einer Reise gemeinsam mit Heinrich Jessen, dem Leiter der Kulturabteilung, wurden wir in Oslo bei der Paßkontrolle einem regelrechten Verhör durch die Politische Polizei unterzogen: Was wir überhaupt in Norwegen wollten, wen wir dort besuchen, worüber sprechen wollten, warum und wieso. Der Ton war ausgesprochen unfreundlich, eine neue Erfahrung.

Anfang Mai wurde ich zu einer (ersten) Reserveübung eingezogen, für drei Monate, zur Luftnachrichtentruppe in Pinneberg. Ich war 25 Jahre alt, meine Stubenkameraden

zum Teil noch älter, darunter auch Rechtsanwälte, selbständige Kaufleute usw. Es ging zunächst um die militärisch-infanteristische Grundausbildung mit dem ganzen formalen Ballast, auf den man damals noch glaubte, nicht verzichten zu können. Dabei herrschte ein empfindlicher Mangel an Ausbildungskräften, und wir waren ganz jungen sogenannten Hilfsausbildern im Range von Gefreiten ausgeliefert, die keinerlei Qualifikation besaßen.

Manchmal war das erheiternd, manchmal auch ganz und garnicht. In meiner Erinnerung klafft da eine barmherzige Lücke. Nur weiß ich noch, daß uns bei der Entlassung Ende Juli der Kompaniechef in seiner Abschiedsrede mit der Staatspolizei drohte für den Fall, daß jemand zuhause über gewisse Vorfälle berichten würde. Das war kaum geeignet, die Meinung zu verbessern, die ich als HJ-Führer von 1931 und somit "Revolutionär" ohnehin schon vom Militärbetrieb hatte. Denn der bedeutete ja für uns in der sogenannten Kampfzeit, also vor 1933, die "Reaktion" schlechthin. (Sicherlich kann man mir bei alledem viele Widersprüche vorwerfen. Aber wenn ich in einem Dreivierteljahrhundert eines gelernt habe, dann dies: das Leben spielt sich nicht nach den Gesetzen der Logik ab!)

Für die Zeit unmittelbar nach dieser Reserveübung hatte ich mit Achim, dem Volksdorfer Jungzugführer (S. 55), eine gemeinsame Norwegen- und Schwedenfahrt verabredet und

auch schon vorbereitet, mit Ausreiseerlaubnis (für Wehrpflichtige), Devisengenehmigung, Reisepaß und erspartem Reisegeld. Diese Fahrt haben wir im August 1939 tatsächlich noch durchführen können, **ohne** das belastende Wissen, daß es buchstäblich der letzte Augenblick für solche privaten Unternehmungen war, und noch unbekümmert um die Drohung, die doch schon so nahe über uns allen hing. Wenn man in einer Freundschaft von "Höhepunkten" sprechen kann und mag, dann war diese gemeinsame Reise sicherlich einer.

Achim war damals siebzehn Jahre alt, so alt wie ich, als ich 1931 in die HJ eintrat. Wir fuhren zuerst von Hamburg aus mit dem Schiff, begleiteten eine norwegische Jungengruppe, die von einer Deutschlandfahrt heimkehrte, dann mit der Bahn über das Hochgebirge nach Bergen, der Stadt, in der es an 300 Tagen im Jahr regnet. Wir erlebten dort einen Tag voller Sonne, kletterten in den Hängen oberhalb der Stadt herum und taten uns an Massen von vollreifen Blaubeeren gütlich, stopften sie uns gegenseitig in den Mund, bis unsere Gesichter blau verschmiert waren. (Warum prägt sich ausgerechnet so etwas dem Gedächtnis ein, über 50 Jahre hin?)

Danach wandten wir uns nach Ost-Norwegen, in abgelegene Täler nahe der schwedischen Grenze, in denen es infolge von Inzucht besonders ausgeprägte, beinahe übertrieben wirkende Gestalten und Physiognomien gab,

unwahrscheinlich lange und schmale Köpfe, hin und wieder auch - wie sagt man heute? - "geistig Behinderte". Achim hatte eine Leica mit, dazu Farbfilme von Agfa. Das war 1939 noch etwas ziemlich Neues. Es entstanden wertvolle Aufnahmen (die ihm nach unserer Rückkehr die Nordische Gesellschaft abkaufte). Unsere nächste Station war Oslo. Dort erlebten wir im Kino englische Hetzfilme gegen Deutschland, uralt, noch im Stil der Propaganda des ersten Weltkrieges, und in einem Theater oder Konzertsaal, randvoll mit Osloer Jugend, lag auf der Bühne eine dicke Negerin auf den Knien, heulte und trompetete abwechselnd. Die Kinder waren hingerissen und tobten vor Begeisterung. Edvard Grieg war offenbar nicht mehr "in".

Von solchen Eindrücken erholten wir uns in Schweden, auf dem Hof von Frau Duphorn in Heljered (zwischen Varberg und Halmstad). Frau Duphorn brachte uns in ihrer Sommerhütte unter, unmittelbar am See-Ufer. Morgens sprangen wir vom Bett gleich ins Wasser. Unvergeßlich eine Fahrt in zwei Kajaks nebeneinander abends beim Sonnenuntergang, genau auf der Fährte der rotgolden leuchtenden Spiegelung. Sie zog und lockte uns immer weiter auf den See hinaus. Unwillkürlich paddelten wir, Seite an Seite, um die Wette. So etwa muß Schwänen zu Mute sein, kurz vor dem Abheben zum Flug.

Ja, und damit war die schöne Zeit auch schon um und vorbei. Als wir in Saßnitz auf Rügen

die Fähre verließen, sagte der deutsche Paßbeamte zu mir: "Fahren Sie direkt nach Hause, da liegt bestimmt schon etwas für Sie." So war es. Da lag die neue Einberufung. Wenige Tage später klang Hitlers Stimme aus dem Lautsprecher: "Seit heute früh um fünf Uhr ..."

Mir lief es eiskalt über den Rücken. Nun war **der** Schritt getan, und es würde nicht bei Polen bleiben, daran gab es keinen Zweifel. Das Rad war im Rollen, wer könnte es noch aufhalten?

***

Ich weiß nicht mehr, wohin ich zuerst eingezogen wurde, nur daß wir kurze Zeit später auf den Fliegerhorst Greifswald verlegt und dort erst einmal im Fernsprechbau, also im Verlegen von Leitungen im Gelände ausgebildet wurden. Dazu fuhren wir frühmorgens, um die Zeit des Sonnenaufgangs in die vorpommersche Landschaft hinaus, die mich täglich von neuem an Gemälde Caspar David Friedrichs erinnerte, daher gut bekannt vorkam, ohne je an Erlebniskraft zu verlieren. Während wir unser Kabel über Baumäste "gabelten" oder mit Kletterhaken an Masten emporstiegen, blieb Zeit genug, sich von der eigentümlich starken Lichtwirkung beeindrucken zu lassen. Die Klosterruine Eldena, die Friedrich oft gemalt und gezeichnet hat, erlebten wir

im Vorbeifahren bei allen denkbaren Beleuchtungen.

Später wurde ich an der Fernschreibmaschine ausgebildet, theoretisch und praktisch. Sie arbeitete noch nicht digital im heutigen Sinne sondern noch weitgehend mechanisch, auch der große "Geheimschreiber", der den Text 49fach verschlüsselte. Seit es diesen praktisch unentschlüsselbaren Geheimschreiber gab, wurde ein erheblicher Teil des bisherigen Funkverkehrs auf den Fernschreiber verlegt. Nach Abschluß der Ausbildung wurden wir in der Fernschreibstelle des Fliegerhorstes Greifswald eingesetzt.

In Hamburg-Blankenese saß in einer entsprechenden Stelle Charly Asmussen, bis vor kurzem noch Jungstammführer von Rahlstedt, also in unserem Wandsbeker Jungbann. Wenn wir gleichzeitig Nachtdienst hatten und nicht allzu viel zu tun war, nahmen wir über den Geheimschreiber Verbindung miteinander auf. Das konnte nicht abgehört oder mitgehört werden. So erfuhr ich, daß fünf oder sechs von unseren Wandsbeker Jungvolkführern schon in den ersten zwei Wochen des Polenfeldzuges gefallen waren, lauter feine Kerle aus unserem engeren Freundeskreis.

Nur 23 Jahre nach den unersetzlichen schweren Verlusten des ersten Weltkrieges begann damit bereits die nächste Gegenauslese. Beide Male traf es die junge Generation,

die Substanz des Volkes unmittelbar. Ganze Erbstämme wurden abgeschnitten, wertvollste Sippen bluteten aus. War das unausweichliches Schicksal, oder lag darin ein System?

Diese Frage hat mir im darauffolgenden halben Jahrhundert niemal mehr Ruhe gelassen. Wir wissen ja, daß **im** Ende des ersten Weltkrieges der zweite schon vorprogrammiert war, auch ohne einen Adolf Hitler.

***

1940

Nach einem Lazarettaufenthalt, bei dem eine Vereiterung der Nasennebenhöhle ohne Operation (mit Spülungen und Kopflichtbädern) auskuriert werden konnte, kam ich mir während der Erholungszeit, auf Frühlingsspaziergängen in der Nähe des Stralsunder Luftwaffenlazaretts, wirklich wie neugeboren vor. Es war buchstäblich "eine Lust zu leben". Verloren gegangene Verse zeugten davon. Doch war dieses Glücksgefühl nicht von langer Dauer, denn kurz nach meiner Entlassung zurück auf den Fliegerhorst wurde ich zu einem Unteroffizierslehrgang befohlen.

Die Ausbilder gaben sich alle Mühe, kommissiger als der berüchtigtste Kommiß zu sein. Die Luftnachrichtentruppe galt nämlich allgemein als unsoldatisch, und das erzeugte bei der Unterführerschaft einen Minderwertigkeitskomplex, der bei solchen Gelegenheiten offensichtlich kompensiert werden mußte. Der bullige Spieß unserer Kompanie hatte sich die praktische Durchführung des Lehrgangs selbst vorbehalten. Er stellte auch äußerlich den Typ eines Sadisten dar und hatte ein entsprechendes Ausbilderteam um sich versammelt. Was man unter dem Vorwand "Erziehung zur Härte" doch alles unterbringen kann! Zwei Bilder mögen das veranschaulichen:

Einer der Unteroffiziere läßt abends nach offiziellem Dienstschluß seine Gruppe aus ihrer Stube heraus auf dem Kasernenflur

antreten, "mit bloßem Oberkörper und Karabiner". Er läßt als "Nachhilfeunterricht" Gewehrgriffe üben, kommandiert immer von neuem "das Gewehr über"!. "Mehr Musik, meine Herren, ich hör' nichts!"

Es kommt ihm darauf an, daß die Karabiner mit voller Wucht gegen das ungeschützte Schlüsselbein geschmettert werden, woran er seine sichtliche Freude hat. - Oder:

Mehrere dieser Unteroffiziere und Ausbilder stehen in der Mitte ihrer Stube zusammen. Einer von ihnen hält mit beiden Händen eine der großen Porzellan-Kaffeekannen aus der Kasernenküche hoch über seinen Kopf, im Begriff, sie auf den Fußboden zu schleudern, und schreit wohl zwanzigmal hintereinander: "Sag' bloß, ich tu's nicht, sag' bloß, ich tu's nicht!", bis ihm einer seiner Kameraden endlich den Gefallen tut und die Aktion auslöst. Die Kanne zerschellt auf dem Boden. Das war das Niveau. "Homo sapiens".

Ich erinnere mich, daß unser Lehrgang vom Exerzieren zurückkam, Stahlhelme, Uniformen, Seitengewehre, Brotbeutel, Gasmasken und Karabiner, alles dick mit Schlamm überzogen, in dem wir uns buchstäblich gewälzt hatten. Wir marschierten, eine breite Schlammspur hinterlassend, direkt in den Duschraum und stellten uns in voller Ausrüstung unter die Duschen. Hinterher mußte der Sand mit Schaufeln aus dem Duschraum entfernt werden, von dem Stunden dauernden Waffenreinigen

garnicht zu reden. Das alles mitten im Kriege, während in Belgien, Frankreich und Norwegen gekämpft wurde, und die politischen Aufgaben, in die ich durch meine berufliche Arbeit Einblick bekommen hatte, weitgehend ungelöst blieben. Die vollkommene Sinnlosigkeit meines Daseins, auch nach Abschluß dieses Unteroffiziers-"Lehrgangs", war das, was mich am meisten niederdrückte, das Gefühl, im Kasernenbetrieb zu verblöden, während draußen Dinge geschahen und Entwicklungen ihren Lauf nahmen, die nicht wieder gutzumachen waren.

In dieser Stimmung schrieb ich Achim. Seine Mutter hatte inzwischen in zweiter Ehe den Hamburger Finanzsenator Dr. Hans Nieland geheiratet, der kurz darauf Oberbürgermeister der Stadt Dresden geworden war und Achim adoptiert hatte.

Der führte also nun ein Dresdener Jungvolkfähnlein im Geiste und im Stil unseres Hamburg-Wandsbeker Jungbanns und verursachte damit in der sächsischen Hauptstadt einigen Wirbel. Auch daß er seine Hamburger Freundin Lore überredet hatte, mit ihm nach Dresden zu kommen, was in den Augen ihrer Eltern einer "Entführung" gleichkam, war durchaus "geeignet, den guten Ruf des neuen Oberbürgermeisters zu gefährden", wie ihm sein Adoptivvater vorhielt. Doch ließ sich das alles wieder einrenken.

Auf meinen ziemlich verzweifelten Brief

hin setzte Achim sich in den Sommerferien auf sein Fahrrad und fuhr von Dresden nach Greifswald. Ich wurde eines Tages auf die Wache am Eingang zum Fliegerhorst gerufen, und da stand der Junge in seiner schmucken Fähnleinführer-Kluft und strahlte über das ganze Gesicht. Mir ging es gleich wesentlich besser. Er blieb zwei oder drei Tage, übernachtete in der Jugendherberge, und wenn ich dienstfrei hatte, gingen wir in der Ostsee schwimmen und sprachen uns gründlich über alles aus, was anlag, und das war nicht wenig.

Bald darauf wurde auch Achim einberufen, zur Panzerwaffe, die ja in manchen ihrer Einheiten die Tradition alter Kavallerie-Regimenter weiterführte. Da hatte vermutlich der Herr Oberbürgermeister mitgemischt.

Inzwischen war ich als "Unteroffiziers-Anwärter" bei der Ausbildung von Rekruten eingesetzt, meistens 19jährigen Jungen, darunter nicht wenigen Abiturienten, die, hellwach, rasch begriffen, wie man sich im Militärbetrieb zu verhalten hat, um möglichst wenig anzustoßen. Das hatten sie schon in der vorausgegangenen halbjährigen Arbeitsdienstzeit gelernt.

Die soldatische Grundausbildung hatten sie außerdem bereits in den Wehrertüchtigungslagern der Hitlerjugend erhalten. Trotzdem gehörten die täglichen "Ordnungsübungen", das Exerzieren, nicht zuletzt des bereits

erwähnten Komplexes der Nachrichtentruppe wegen, selbstverständlich zum Dienstplan.

Als alter Jungenführer kam ich mir recht komisch vor, wenn ich jetzt die zwölf großen Jungen meiner Gruppe über den Kasernenhof "scheuchte". Dabei entwickelte sich zwischen ihnen und mir der übliche Wettkampf, wer wohl den längeren Atem bzw. die größere Sturheit aufbrächte.

Aber es gab ja auch die berühmten "Pausen" in irgendeiner Ecke des Platzes oder im Gelände, wo man dann wieder vernünftig miteinander reden und sich gegenseitig kennenlernen konnte. Sie haben mir wohl bald angemerkt, daß mir dieser Zirkus im Grunde genommen genau so idiotisch vorkam, wie er ihnen zum Halse heraushing.

Am erfreulichsten waren die nachrichtentechnischen Übungen im Gelände, die oft an die Zeit der Fahrten und Lager erinnerten. Doch immer meldete sich auch in solchen Stunden unterschwellig das Bewußtsein einer unverantwortlichen Zeitvergeudung, während ringsum die Dinge sich in verhängnisvoller Weise entwickelten, das bohrende Empfinden, in solcher entscheidenden Zeit zu anderem berufen zu sein, an anderer Stelle wirken zu sollen, während beispielsweise in Norwegen ein Mann wie Terboven (28) alles verfügbare Porzellan zerschlug.

1941

Zu Beginn des Jahres 1941, das uns sowohl den Rußlandfeldzug als auch den offiziellen Kriegseintritt der USA bringen sollte, saß ich immer noch in Greifswald, in der Etappe nun schon seit einem und einem viertel Jahr. Alle Versuche herauszukommen, und sei es, mit einer Propagandakompanie, waren gescheitert. Das Bewußtsein, in einer für ganz Europa so entscheidenden Zeit nutzlos herumzusitzen, begann mich krank zu machen.

Im Rahmen eines Urlaubs im Januar brachte ich einen Tag in Lübeck zu, um mich bei der Nordischen Gesellschaft, meiner beruflichen Arbeitsstätte, über den Stand der Dinge im Norden zu orientieren. Das Ergebnis war traurig genug, aber kaum überraschend. Ich schrieb darüber, wieder in Greifswald, an meinen alten HJ-Kameraden Hans Thams (am 23. Februar 1941):

> "... Quisling (29) hat sich durch seinen öffentlichen Aufruf zum Eintritt in das Regiment "Nordland" (der Waffen-SS) in den Augen der nationalbewußten Norweger zum Landesverräter gestempelt. Er stützt sich auf 4 Prozent, Mussert (30) in Holland sogar nur auf 2 Prozent der Bevölkerung. Und das sind "unsere" Männer. Das bedeutet also Aufrecht-

erhaltung der "gewaltsamen Freundschaft" (wie ich den augenblicklichen Zustand einmal nennen will) auf unabsehbare Zeit.

Wenn wir die Bevölkerung dieser Länder überhaupt einmal auch innerlich für uns gewinnen wollen, dann sehe ich den einzigen Weg nur noch in einer **erlebnismäßigen** Beeinflussung der jüngsten Generation. Damit hast Du zugleich mein Arbeitsprogramm für die nächsten Jahre. Ich will und muß einen Weg finden, um möglichst sofort mit dieser Arbeit beginnen zu können. Wenn Du jetzt für den HJDienst endgültig frei werden solltest, dann könntest Du mir einen Gefallen tun, nämlich auf dem Auslandsamt der RJF" (Reichsjugendführung) " einmal vorfühlen, wie weit man sich dort mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, bzw. schon Wege zu ihrer Inangriffnahme beschritten hat. Und mit welchen Stellen man hierzu bereits Fühlung genommen hat ..."

(Einen Ansatz in dieser Richtung unternahm die RJF erst drei Jahre später, und zwar in Weißruthenien. Darauf komme ich noch zu sprechen.)

In einem kleinen Kreis Hamburger HJ-Führer, die sich schon in der sogenannten "Kampfzeit", also vor 1933, gekannt hatten, trieben wir nämlich einen brieflichen Gedankenaustausch von Feldpostnummer zu Feldpostnummer (31) und teilten uns gegenseitig unsere Sorgen um die weitere Entwicklung mit. Dieser Briefwechsel blieb in Abschriften zum Teil erhalten.

***

Im März oder April 1941 wurde ich von Greifswald zu einer einsatzbereiten Luftnachrichtenkompanie in Pinneberg versetzt, wo ich zwei Jahre zuvor meine erste Reserveübung abgeleistet hatte. Und diese Kompanie rückte dann eines Tages mit klingendem Spiel der Bataillonskapelle zum Bahnhof Pinneberg, wo ein Transportzug nach Warschau bereit stand. Beim Passieren der polnischen Grenze fiel uns der Unterschied in der Gestaltung der Felder so deutlich ins Auge, daß sich die Vorstellung einer Kulturgrenze von selber einstellte. Es brauchte einem nicht erst gesagt zu werden.

In Warschau richteten wir uns in einem modernen Schulgebäude ein, von wo aus der größte Teil der Kompanie in kleinen Trupps bei verschiedenen Luftwaffeneinheiten im besetzten Polen zum nachrichtentechnischen Einsatz kam.

Ich blieb beim Kompanie-Stamm und erhielt von Hauptmann Butzmann, einem älteren Reserveoffizier, den Auftrag, mich um die "Wehrbetreuung", d.h., um die Versorgung der ausgesandten Trupps mit Lesestoff, Musikinstrumenten, Rundfunkempfängern und um das Veranstaltungswesen zu kümmern. Dabei war mir wieder mein alter Freund aus Kindheitstagen, Hans Rodde, Leiter des Propagandaamtes Hamburg, behilflich, der mir schon 1936 die Arbeit bei der Jugendpflege- und Sportbehörde verschafft hatte. Er stattete mich mit Mengen von Geräten aus, die er für die Truppenbetreuung bereitgestellt hatte und nun nach Warschau verladen ließ. Dort konnten wir nicht nur unsere Trupps damit versorgen, sondern etliches verschwand in großen, frisch gezimmerten Kisten. Bald hatte ich unseren Kompaniechef in Verdacht, daß er die Geräte an seine Heimatadresse senden ließ, um sie von dort aus zu verhökern. Beweisen ließ sich das natürlich nicht.

In Warschau gab es zu dieser Zeit auch bereits kleine HJ- und Jungvolk-Einheiten, die sich aus Kindern von dort lebenden Reichs- und Volksdeutschen zusammensetzten. In Begleitung eines dieser Jungen, der Deutsch, Polnisch und sogar etwas Russisch sprechen konnte und für mich dolmetschte, durchstreifte ich die Stadt, um im Rahmen meines Auftrages Kontakte aufzunehmen und weitere Betreuungsmöglichkeiten ausfindig zu machen.

Dabei bildete sich rasch eine Witterung für die besondere Atmosphäre heraus, eine Art von Frontinstinkt wie einst in den Straßen von Hamburg-Barmbek während der "Kampfzeit", jetzt aber abgestimmt auf ständig zu erwartende Sabotageunternehmen polnischer Widerständler oder auf die unheimliche Stimmung im jüdischen Getto, die mein Nervensystem in Alarmzustand versetzte.

Die Gegensätze in Warschau erschienen unglaublich. Neben tödlicher Hungersnot gab es wohlversorgte Konditoreien, inmitten ständiger Bedrohung konnte man Jazzkonzerte mit virtuosen Schlagzeugsolisten erleben, als sei man in Paris oder New Orleans, stets mit ganz wachen, aufs Äußerste gespannten Sinnen, auf alle möglichen unvorhergesehenen Sensationen gefaßt.

Ich glaube, ich habe diesen Zustand damals geradezu genossen als ein Gefühl ganz intensiven Lebendigseins, bei aller durchaus kritischen Beobachtung der deutschen Besatzungspolitik und Verwaltung im "Generalgouvernement" Polen.

Auf der Suche nach Lesestoff für unsere Nachrichtentrupps in ihren Einsatzquartieren kam ich auch in die Staatsbibliothek. Dort verhandelte gerade die diensttuende deutsche Bibliothekarin mit einem würdigen alten Herrn, einer sehr eindrucksvollen Erscheinung. Er bat in akzentfreiem Deutsch um ein englisches Geschichtswerk. Die Bibliothe-

karin fragte ihn: "Sind Sie Deutscher?" "Nein, ich bin Pole!" "Dann darf ich Ihnen nach meinen Vorschriften das Werk nicht aushändigen." Ich dachte, ich höre nicht richtig. Schließlich waren wir in der **polnischen** Staatsbibliothek.

Ich stieß den Hitlerjungen an, der mich wieder begleitete: "Leih' du dir das Buch!" So ging es. Wir übergaben das Werk dem alten Herren und verabredeten die Rückgabe auf demselben Wege. Er dankte gemessen und ging, drehte sich im Hinausgehen in der offenen Tür noch einmal um und sagte: "Sie sollen doch wissen, **wem** Sie diese Gefälligkeit erwiesen haben. Ich war der Präsident des polnischen Sejm." (Reichstag)

Es lebten damals viele Ukrainer in Warschau, zum Teil vor den Sowjets geflüchtet, die ja den östlichen Teil Polens besetzt (und annektiert) hatten, darunter auch viele junge Leute. Sie pflegten ein starkes Gemeinschaftsleben und ihre heimatliche Volkskultur. Mein junger Begleiter und Dolmetscher brachte mich mit einer Gruppe zusammen, die sich in Kosackentänzen übte und es darin zu weit überdurchschnittlicher Beherrschung gebracht hatte.

Der Höhepunkt ihres Repertoirs war ein in Hockstellung getanztes Säbelgefecht mit echten, schweren Reitersäbeln in der traditionellen alten Tracht (Kosackenmütze mit weit heraushängendem Seidenzipfel, Seidenblu-

se mit weit geschnittenen Ärmeln, Pumphose und hohen Stiefeln). Zwei der Jungen tanzten dieses Gefecht mit wahrer Meisterschaft und unerhörtem Feuer. Es war eine Freude, ihnen dabei zuzusehen. Man wurde unwillkürlich von ihrer Erregung angesteckt und vollzog den rasend schnellen Bewegungsablauf innerlich mit.

Ich gewann die Gruppe und einen großen ukrainischen Chor zur Mitwirkung an einem unserer "rauschenden" Kompaniefeste. Es war, als erstände das alte Rußland noch einmal vor uns mit schwirrenden Balaleikaklängen, wilden Tänzen und herrlichen Stimmen, ein rundes, volles Erlebnis, das natürlich in einer allgemeinen, gefühlvollen Besäufnis ausklang. Ich sehe und höre noch unseren Hauptmann Butzmann eine ukrainische Tänzerin ansagen: "Tamara tanzt!"

Zu einer anderen, ähnlichen Gelegenheit übte ich mit einigen Kompaniekameraden ein Laienspiel von Martin Luserke ein. Wir hatten dafür sogar eine richtige Bühne zur Verfügung. Der jüngste Mitspieler war ein fünfzehnjähriger Warschauer Jungvolkführer, ein Volksdeutscher, Andreas, dessen Eltern natürlich auch zu dem Fest eingeladen wurden.

Am Ende des Stückes sollte Andreas als "Toter" auf einer Zeltbahn hinausgetragen werden. Bei der letzten Probe gerieten dabei die Träger und auch der "Tote" selber derart ins Lachen, daß sie ihn schließlich fallen

ließen. Unserer Sorge, daß sich ähnliches bei der Aufführung selbst wiederholen könne, wurden wir durch einen vorzeitigen Stromausfall enthoben, der alles, samt eingeladenen Rotekreuzschwestern und Luftnachrichten-Helferinnen im Dunkeln verschwinden ließ. Wir Laienspieler feierten dann bei Andreas zuhause weiter.

Der Vater eines der ukrainischen Säbeltänzer war Offizier gewesen. Als sich die Hoffnung zerschlug, die deutsche Führung würde die Aufstellung einer ukrainischen Nationalarmee gestatten, beschloß er, Priester der russisch-orthodoxen Kirche zu werden: "Wenn ich meinem Volk nicht als Offizier dienen kann, will ich es als Priester tun." Zur Feier seiner Priesterweihe wurde ich eingeladen und saß als einziger Deutscher und als einziger Soldat in Uniform an einer sehr langen Tafel zwischen lauter Popen in ihren langen, kaftanähnlichen Talaren, großen Vollbärten und mit schweren goldenen Kreuzen vor der Brust.

Einer von ihnen hatte mir vorher die wesentlichen Unterschiede zwischen der römisch-katholischen und der griechisch(russisch)-orthodoxen Lehre erklärt. Bevor man zu essen und zu trinken begann, wurde ein Choral angestimmt. Schon beim ersten Ton, beim Einsatz, dachte ich, mich haut's vom Stuhl. Die Urgewalt der wohl hundert Naturstimmen drohte die Wände zu sprengen. Am Kopfende der langen Tafel saß ein verhuzzeltes Männ-

chen mit einem violetten Samtkäppchen auf dem Kopf, der Patriarch, und sprach mit dünner Stimme, was aus dem feierlichen Anlaß zu sagen war.

***

Das "Hintergrundrauschen" zu allen diesen Einzelerlebnissen bildete - beinahe pausenlos - der stete Durchmarsch unzählbarer deutscher Truppenteile aller Waffengattungen zur Bereitstellung an der Demarkationslinie, der Aufmarsch zum Rußlandfeldzug. An diese Geräuschkulisse hatten wir uns schon so sehr gewöhnt, daß wir über ihr plötzliches Ausbleiben erschraken.

Das geschah unmittelbar vor dem deutschen Angriff, der dann am Tage der Sommersonnenwende, am 22. Juni 1941 erfolgte. Damit war der Zweifrontenkrieg, der doch unter allen Umständen hatte vermieden werden sollen, dennoch Wirklichkeit geworden, die historische Lehre aus Napoleons Katastrophe von 1812 außer Acht gelassen. Wieder lief es mir, wie beim Kriegsbeginn 1939, kalt den Rücken herab. Es fiel schwer, das Vertrauen zur Führungskunst Hitlers, auf den wir fünfeinhalb Jahre zuvor in München einen so unbeschreiblich feierlichen und bindenden Eid geleistet hatten, gegen dieses innere Kältegefühl, gegen das Grauen zu mobilisieren. Man muß wohl nicht außergewöhnlich sensibel sein, um in solchen Augenblicken den Schritt des Verhängnisses zu hören.

Einige Nachrichtentrupps unserer Kompanie, die für bestimmte Fliegende Verbände im Einsatz waren, folgten der vorrückenden Front und waren infolgedessen von der Kompanie aus immer schwerer zu erreichen und zu versorgen. Sie erhielten Geleitbriefe, mit denen sie bei den nächstgelegenen Truppenteilen in Löhnung und Verpflegung gehen konnten.

In dieser schwierigen Zeit erhielt ich von zuhause zwei böse Nachrichten. Mein Vater war lebensgefährlich erkrankt, mit seinem Ableben mußte gerechnet werden. Und Achim hatte bei seiner Panzertruppe erst Scharlach, dann eine Gehirnhautentzündung bekommen, die meist tödlich endet.

Ich erhielt Urlaub, konnte in Hamburg, im Eppendorfer Krankenhaus, in dem auch Mutter gestorben war, meinen Vater gerade noch sprechen. Er tastete nach den Unteroffiziers-litzen auf meinen Schultern. Es schien ihn zu beruhigen, daß ich im soldatischen Leben nicht völlig gescheitert war. Er selbst war als Theologe nie Soldat gewesen.

Rings um das Eppendorfer Krankenhaus waren die vier Geschütze einer schweren Flak-Batterie aufgestellt. Sie schossen bei jedem der täglichen englischen Fliegerangriffe, und die Gebäude des Krankenhauses bebten unter diesen ständigen Erschütterungen. Die wenigen verbliebenen Ärzte waren vollständig übermüdet im Tag- und Nachtdienst,

fast ohne Schlaf.

Wenige Tage nach meiner Ankunft starb Vater, bei vollem Bewußtsein und unter körperlichen und seelischen Qualen. Wir begruben ihn auf dem Schmalenbecker Waldfriedhof, den er selbst mitgeplant und durchgesetzt hatte, neben Mutter.

Am Grabe traf ich Peter Merks, Per, den Jungstammführer von Volksdorf und Umgebung, aus unserem Wandsbeker Jungbann und Freundeskreis. Ich empfinde heute noch die große Erleichterung, ihn dort zu sehen. Er trug mir Grüße an Achim auf, den zu besuchen mein Urlaub gerade noch reichte.

Bei Achims Eltern in Dresden (drei Jahre vor der Katastrophe dort) erfuhr ich, unter welchen dramatischen Umständen sein Leben gerettet worden war, nach zehntägiger Krise, und in welchem Erholungslazarett ich ihn finden könne.

Ich fuhr gleich weiter nach Seidenberg im Erzgebirge und traf ihn schon wieder auf den Beinen. Als ich eintrat, wurde er wachsbleich und mußte sich erst einmal setzen. Der Militärarzt gab ihm aber trotzdem einen Tag Urlaub, wir fuhren ein Stück weiter ins Gebirge hinein und fanden Quartier in einem kleinen Gasthof. Ich erzählte von Vaters Tod und Begräbnis und richtete die Grüße von Per aus.

Dann erzählte Achim. Er sei schon aufgegeben gewesen, sein Bett in einen Abstellraum geschoben. Zu dem Sanitätssoldaten, der bei ihm Wache hielt, habe er gesagt: "Du kannst ruhig gehen. Ich kann auch alleine sterben." Dann seien, im letzten Augenblick, seine Eltern mit einem Gehirnspezialisten gekommen, und die Behandlung sei wieder aufgenommen worden, mit äußerst schmerzhaften Rückenmark-Punktionen. Während dieser Krise sei seine Mutter nicht von seinem Bett gewichen und habe zehn Tage lang, wenn er vor Schmerzen schrie, seine Hand gehalten. (Dabei hat sie sich ein schweres Herzleiden zugezogen, das sich später unter den weiteren Schicksalsschlägen der Kriegs- und Nachkriegszeit von Jahr zu Jahr verschlimmerte.)

Ich mußte tags darauf nach Warschau zurück. Achim durfte nach seiner Entlassung aus dem Lazarett noch einige Wochen zuhause sein, die er, dem Leben neu geschenkt, sehr bewußt auskostete, ohne dabei zu ahnen, daß ihm nur noch ein knappes Jahr vergönnt war.

***

Inzwischen hatten in Rußland die ersten riesigen Kesselschlachten zu den großen deutschen Anfangserfolgen geführt, denen, die daran teilnahmen, aber zugleich auch deutlich vor Augen gestellt, welche ungeheuren Räume es da zu durchstoßen und zu **halten** galt, von einer späteren **Gestaltung**, also

politischen Meisterung dieser Räume ganz zu schweigen. Auch die nicht enden wollenden Kolonnen russischer Gefangener vermittelten einen eher unheimlichen Eindruck, als daß sich eine wirkliche Siegeszuversicht hätte durchsetzen können. Wie sollte das alles bewältigt werden?

Mitte Oktober 1941 schrieb ich an Hans Thams, immer noch aus Warschau: " ... ich hatte hier in W. gute Gelegenheit, mit der hier lebenden ukrainischen Volksgruppe in Fühlung zu kommen. Gewiß, vieles reizte mich (vor allem ihre Tänze). Auch die Russen sind ganz interessant. Aber das alles könnte mir die Nordarbeit niemals ersetzen. - ... Du hast in Deinem Brief eine Sache berührt, die mich sehr beschäftigt: die "neuen imperialistischen Perspektiven". Auch ich sehe seit langem, daß weite Kreise der höheren und mittleren Führung einen vollkommenen Rückfall in imperialistisches, ja, chauvinistisches Denken durchgemacht haben ..."
Und als Achim wieder bei seiner Truppe war, die ebenfalls im Osten stand, schrieb er an Per (Peter Merks): " ... ich sehe uns schon mit einem riesigen Sombrero durch die Pampa von Mexiko reiten. Aber im Ernst, Per, wo soll das noch hin?"

Allerdings nahmen wir damals in unseren Gedanken Adolf Hitler selbst noch aus diesem "Rückfall in imperialistisches Denken" aus. Wir konnten uns einfach nicht vorstellen, daß er seine ursprüngliche Linie, die gegen-

seitige Achtung aller Nationen und ihres Lebensrechts, verlassen könnte.

Gegen Ende des Jahres wurde unsere Kompanie von Warschau nach Minsk verlegt. Es wurde höchste Zeit, denn unsere eingesetzten Trupps waren über die riesigen Entfernungen kaum noch zu erreichen, wir mußten ihnen nach.

Andrerseits waren wir auf den russischen Winter in gar keiner Weise vorbereitet, wurden in unzulänglichem Quartier, auf Betonfußboden mit dünner Strohschütte, alle Mann blasenkrank und bekamen dagegen die üblichen roten Pillen, die durchaus farbecht waren, so daß man sich leicht einbilden konnte, Blut im Urin zu haben. Doch war es bei allen dasselbe, und unser Sanitäter klärte uns auf.

Aus der Stadt Minsk ist mir nur der große Sitzungssaal des Volksrates in Erinnerung geblieben. Dort lief nämlich über alle vier Wände, ringsum, in etwa drei Metern Höhe ein Relief. Es stellte Arbeitermassen dar, die Stalin zuströmten, unter ihnen einer, der deutlich und unverkennbar die Züge Adolf Hitlers trug. Eine zufällige Ähnlichkeit war ausgeschlossen. Was sich der Künstler dabei wohl gedacht haben mochte?

1942

Da die Zustände in unserem Minsker Stadtquartier unmöglich waren, zogen wir in ein Barackenlager außerhalb der Stadt. Es kam darauf an, das nachrichtentechnische Stammpersonal der Kompanie einsatzbereit zu halten, die eingesetzten Trupps mit Nachschub zu versorgen und die jungen Ersatzmannschaften auszubilden, alles in der kältesten Zeit des russischen Winters.

Als dann die härtesten Monate vorbei waren und der schmelzende Schnee das Lagergelände in Morast verwandelte, da machte eines Tages Achim mich dort draußen ausfindig. Seine Panzereinheit kam durch Minsk, und er konnte sich für ein paar Stunden frei machen. Wie er eigentlich unsere Baracken gefunden hatte, das weiß ich nicht mehr. Wir gaben uns beide große Mühe, Freude über das unverhoffte Wiedersehen zu empfinden. Aber das Jahr 1942 war kein Jahr der Freude.

Kurz vor oder kurz nach Achims Besuch erhielt ich die Nachricht von dem schweren Bombenangriff auf Lübeck, bei dem das Haus der Nordischen Gesellschaft bis auf die Grundmauern zerstört wurde, mit ihm meine gesamte Habe, die ich dort (nach dem Verkauf des Elternhauses in Hamburg-Schmalenbeck) hatte unterstellen dürfen.

Bücher, Manuskripte, Korrespondenz, Fotoalben, eigene Möbel, alles verbrannt, keine

Erinnerungsstücke mehr an die "Kampfzeit" vor 1933, an die Reisen in den Norden, an meine Eltern, unser Haus, an die Kindheit, nichts. Von der Vergangenheit wie abgeschnitten, als hätte man garnicht gelebt. Wahrscheinlich wußte ich das schon, als Achim mich fand. Es liegt heute noch wie ein Schleier über dieser, unserer vorletzten Begegnung.

Hinzu kam das ständig nagende Bewußtsein, daß trotz der anfänglichen militärischen Erfolge das **Ganze** einen verhängnisvollen Lauf nahm. Am 10. Mai 1942 schrieb ich an Hans Thams, der ebenfalls in Rußland stand:

> "... Was das Schicksal der nationalsozialistischen Idee angeht,
>
> 1.) unser eigentliches Revolutionsziel, der neue deutsche Mensch (der ja auch das ständige Ziel der deutschen Jugendbewegung war), ist bis jetzt nur in ganz wenigen Einzelexemplaren Wirklichkeit geworden. Und wie das Schicksal dieser vereinzelten Menschen aussieht, das hast Du ja zum Teil am eigenen Leibe erlebt.
>
> 2.) Das nächstwichtige Ziel, die sozialistische Volksgemeinschaft, die durch die Erziehung des Arbeitsdienstes verwirklicht werden sollte, ist durch die maßlosen Rangabgrenzungen in der Wehrmacht und als deren unmittelbare

Folge durch die unerhörte Verschärfung der Standes- bzw. Klassenunterschiede im ganzen Volke im Keim erstickt und vernichtet worden.Eine tiefe Verbitterung über diese Tatsache greift um sich. Das einzige, was das Volk noch zusammenhält (äußerlich wenigstens), ist die Persönlichkeit Adolf Hitlers. Sonst nichts mehr. Mit einem Wort: Die Reaktion hat gesiegt.

3.) Von dem ursprünglich beherrschenden Ziel der rassischen Erneuerung des Volkes durch konsequente Förderung des nordischen Elements hört man nichts mehr. Wir sind in einem allgemeinen Antisemitismus, also im Negativen, stecken geblieben, ohne zu positiven Förderungsmaßnahmen zugunsten der eigenen Rasse vorzudringen.

Hans. F.K. Günther mitsamt seiner Lehre ist kaltgestellt und lebt verbittert in Freiburg. Die Reaktion (d.h. also auf diesem Gebiet: die katholische Aktion) hat auch hier gesiegt.

4.) Einen im nationalsozialistischen Gedankengut geschulten Nachwuchs gibt es nicht. Sogar die "Hitler-Jugend" kennt seit mehreren Jahren (schon vor dem Kriege) keine weltanschauliche oder innenpolitische Ausrichtung oder Erziehung mehr. Neben der (vor)mili-

tärischen Ertüchtigung wird noch hie und da ein wenig tagespolitische Stimmungsmache betrieben, die aber jeder wahrhaft weltanschaulichen Grundlage entbehrt.

In ein paar Jahren werden wir mit unseren Anschauungen als arme Irre verlacht werden, wie es einem ja heute schon oft genug passiert.

Die SS-Verfügungstruppe hat diese Tatsache am deutlichsten durch das Ausbleiben des freiwilligen Nachwuchses aus den Reihen der HJ zu spüren bekommen. Die Jugend ist ebenfalls in den Händen der Reaktion!

So ist die Lage, und deshalb habe ich im letzten Brief die Formulierung gebraucht: Als Idee vergessen, als Wirklichkeit nicht einmal mehr historisch. Das einzige, was uns von unserem alten Nationalsozialismus noch übrig geblieben ist, ist der Führer. Es steht alles auf zwei Augen. Das ist mir gerade in diesem Winter hier im Osten so richtig klar geworden ..."

Das Klammern an die Gestalt Adolf Hitlers, an die beinahe schon verzweifelte Hoffnung, er werde aus alledem, trotz alledem noch einen Ausweg finden, war für uns damals einfach eine Lebensnotwendigkeit. Hans' Frau, Hilde Thams schrieb diesen Brief wie

alle anderen aus unserem Kreis von HJ- und Jungvolkführern mit vielen Durchschlägen ab und sandte sie an die Feldpostnummern oder noch Heimatanschriften der Beteiligten, die dann in ihren Antwortbriefen zum Teil darauf eingingen, zuweilen natürlich auch Widerspruch anmeldeten, wie zum Beispiel auf meine Lageanalyse im obigen Brief. Sie reizte in ihrer Radikalität ja geradezu zum Widerspruch.

Hans Thams stimmte ihr im wesentlichen zu und folgerte daraus, daß unsere Revolution erst noch **vor** uns läge. Stabsarzt Ebs Kautzsch, mein Vorgänger in der Führung des Münchner Jungvolkfähnleins "Meute" (S. 8 und S. 15), antwortete von Kreta aus sehr ausführlich und widersprach mir in allen Punkten. Andere wieder vertieften die Sicht. Es wurde ein reger Gedankenaustausch, der sich über Monate hinzog.

***

Ende Mai bekam ich Urlaub, sprach in Berlin mit Karl Cerff, dem Chef des Kulturamtes sowohl der Reichsjugendführung als auch der Partei, und besuchte in Potsdam den Verleger Ludwig Voggenreiter, der inzwischen auch unter der anti-bündischen Hysterie Schirachs zu leiden gehabt hatte. (Es war unser letztes Wiedersehen. Ludwig ist 1945 oder 1946 in einem Internierungslager der russischen Besatzung verhungert.)

Auch nach Lübeck fuhr ich und sah die Trümmer. In der Leitmaschine des britischen Bombengeschwaders mußte ein Kunsthistoriker gesessen haben, denn die kunstgeschichtlich wertvollsten Gebäude waren am schwersten getroffen. Im Rathaus war die berühmte Kriegsstube aus der Hansezeit mit ihren kostbaren Schnitzereien und Intarsien einer Brandbombe zum Opfer gefallen und vollständig ausgebrannt. Dort hatte ich 1938 die Sitzung des Obersten Rates der Nordischen Gesellschaft miterlebt.

In Hamburg erzählte mir Olaf Holzgren, einer von unseren Wandsbeker Jungvolkführern, der auf die Adolf-Hitler-Schule (32) in der Ordensburg Sonthofen gekommen war, von der Abschlußprüfung dort im Allgäu. Seine Schilderung klang recht erfreulich und ließ hoffen. Olaf beteiligte sich auch an unserem Briefwechsel und vertrat einen klaren Standpunkt. Er ist in Rußland gefallen ...

***

Von diesem Urlaub zurück, kam ich Anfang Juli endlich auch selber zum Einsatz, wurde kurz zum Leuchtfeuer umgeschult und fuhr mit zwei Mann und einem entsprechenden Gerätewagen über Borrissow, Orscha und Smolensk nach **Wjasma.**

Wjasma war auch Achims Ziel gewesen, als er mich bei Minsk besuchte. Auf dem zuständigen Feldpostamt bat ich daher die Kamera-

den, mir ausnahmsweise den Standort seines Truppenteils zu nennen. Sie ließen sich erweichen, und ich suchte zwischen den Trümmern der Stadt nach dem betreffenden Gebäude. Noch bevor ich es fand, begegnete mir Achim selber auf der Straße. Es war wie damals in Greifswald, als er an der Wache zum Fliegerhorst stand, nur gelang es mir diesmal nicht mehr, die Fassung zu bewahren.

Er zeigte mir dann sein Quartier. Sie hatten draußen alles sehr hübsch mit Birkenstämmen verziert, sogar hinter der Unterkunft eine Laube gebaut. Dort saßen wir, und Achim machte Bilder mit seiner Leica, die auch drei Jahre zuvor mit in Norwegen und Schweden gewesen war.

Tags darauf besuchte er mich und die beiden Gefreiten meines Trupps in unserem Gerätewagen, der uns auch als Unterkunft diente. Von dort wanderten wir zu einer zerschossenen Kirche, um die weithin kein Stein mehr auf dem anderen stand, nur schütteres Gras zwischen zerfallenen Ziegeln wuchs. Wir wurden sehr still. Es bedurfte keiner Worte. Ahnung kam auf. Dann nahmen wir Abschied, Auge in Auge. Dies Bild ist geblieben. Es stellt sich immer wieder ein.

> "... und lebst doch in mir alle Zeit
> so, wie wir damals waren ..."

***

Weiter ging die Fahrt, von Wjasma direkt nach Norden, nach Sytschewka am Wasusafluß, nach Rschew an der oberen Wolga und von dort schließlich wieder ein kleines Stück nach Westen, über Olenino nach Gussewo, unserem Einsatzort. Dort bauten wir unser Leuchtfeuer auf, machten unser Aggregat betriebsklar und schlossen unseren Feldfernsprecher per Kabel kilometerweit an die nächstgelegene Vermittlungsstelle an.

So erhielten wir unsere Einsatzbefehle, die Morsekennungen, in deren Rhythmus das Leuchtfeuer nachts den eigenen Flugzeugen die Einflugschneise ins Feindgebiet wies. Tagsüber reparierten wir das Aggregat, das den Strom lieferte, flickten die Leitung, holten Verpflegung von einer benachbarten Einheit und schauten uns in der Umgebung um, in der es seit einem ersten empfindlichen Rückschlag bei Kalinin, ein halbes Jahr zuvor (im Januar 42) keine eindeutige Hauptkampflinie gab, eher eine beiderseitige Frontlücke.

Von dort aus schrieb ich im Rahmen unseres schon mehrfach erwähnten Briefwechsels zwischen ehemaligen HJ-Führen:

> "... Einerseits strebte der Nationalsozialismus in seinen ersten Ursprüngen (sowohl in der deutschen Jugendbewegung als auch bei Adolf Hitler selbst) mit eindeutiger Klarheit die allgemeine

Persönlichkeitserziehung, die größtmögliche Entfaltung der jedem einzelnen Deutschen mitgegebenen Anlagen ... im Rahmen einer menschlichen Vervollkommnung auf allen Gebieten an ...

Andererseits aber hat der nat.soz. Staat seit seinem Bestehen eine solche Erziehung nur einem kleinen, dreifach ausgesiebten Kreis von Jugendlichen, nämlich Adolf-Hitler-Schülern zuteilwerden lassen, erwachsenen Menschen noch so gut wie garnicht. Im Gegenteil, die öffentliche Propaganda in Presse, Rundfunk und Film arbeitet einer solchen Persönlichkeitserziehung direkt entgegen, fördert nicht die selbständige Urteilskraft und Meinungsbildung, sondern verhindert sie, schult nicht das selbständige Denken, sondern unterdrückt es, bildet keine seelische Widerstandskraft für etwaige politische oder militärische Rückschläge heran, sondern sucht das Volk von Fall zu Fall über solche Rückschläge hinwegzutäuschen und bei Stimmung zu erhalten ...

Es ist noch nichts getan, um dem neuen deutschen Menschen, dem eigentlichen Ziel unserer Revolution näher zu kommen. Warum? Weil man sich viel zu sehr auf den "Boden der gegebenen Tatsachen" gestellt, weil man überall und stets gesagt hat: das Volk ist

> so und will es so haben.
>
> Ein Revolutionär und ein Erzieher dürfen aber zum Maßstab ihres Handelns nicht den Zustand machen, den sie vorfinden, sondern den, den sie anstreben. Nicht wie das Volk heute ist und was es heute will, darf uns interessieren, sondern lediglich das, was wir aus diesem, unserem Volk machen wollen! Unter diesem Gedanken muß unsere kommende Arbeit stehen ..."

Und in demselben Sinne schrieb fast am gleichen Tag unser ehemaliger Jungstammführer von Hamburg-Rahlstedt, Hans Wilde, inzwischen Untersturmführer bei der Waffen-SS:

> " ... Heute geht es um Leben oder Nichtleben. Dann aber kommt der Kampf ums Wie-leben. Leider leben die meisten faul und bequem. Ihre Losung heist: Ruhe! Aber wir werden sie aufscheuchen und wachrütteln. Wir werden sie mitreißen oder liegen lassen ... Dann soll keiner mehr behaupten, wir wären nicht die richtigen Männer für diesen Kampf, wir wären ja noch viel zu jung, müßten erst einmal Pulver und Blei gerochen haben, wie sie es uns als HJ-Führern so gerne vorwarfen ..."

Horst Willborn, ebenfalls einer unserer Wandsbeker Jungvolkführer, der auch im Winterhalbjahr 1937/38 regelmäßig an meinen

Hoisdorfer Wochendendschulungen teilgenommen hatte, schrieb am 8. August 1942 von Sizilien aus:

> " ... etwas näher bin ich der Front mittlerweile gerückt, seitdem ich mich nun seit zwei Monaten im schwarzen Erdteil befinde. Zu meiner Freude habe ich dort eine Aufgabe, die den eigenen Einsatz verlangt und bei der man nicht bloß als Verantwortung tragender Statist mitwirkt ... Morgen fliege ich wieder zurück zu Sand und Zeltlager, dort fühlt man sich wenigstens halbwegs als Soldat ... Dort gibt es kaum deutsche Soldaten, die im Nebenberuf Verbrecher sind, ganze Klaviere ergaunern und anschließend mit der Ju nach Deutschland schicken.
>
> Aus der Heimat, von meinen Eltern habe ich nach den letzten Bombenangriffen des Tommy noch keine Nachricht. Doch ich hoffe, daß alles in Ordnung ist. Du hast die Härte der Luftangriffe selbst genug zu spüren bekommen. Man kommt sich nur etwas erbärmlich vor, wenn man seine Angehörigen in der Heimat gefährdeter weiß als sich selbst draußen an der sogenannten Front.
>
> Große Überraschung aber auch Freude bereitete mir ein Brief, den ich kürzlich von Hans Thams erhielt. Ich kenne Hans persönlich nicht, doch weiß ich,

daß er und alle die anderen, die gleichen Sinnes sind, mir als Kamerad viel näher stehen, als der größte Teil derer, mit denen ich tagtäglich zusammen bin.

Es ist gut, lieber Dieter, daß wir durch unsere Briefe der Begeisterung im Kampf für die Größe Deutschlands und die Erneuerung des deutschen Menschen, damit er dieser Größe würdig wird, ständig neue Kraft verleihen. Es ist nicht nötig, daß wir in uns den Haß schüren gegen alles Morsche, gegen die, die nur einen Staat als Institut für angenehmes Leben ...

Es ist erschütternd festzustellen, mit wieviel Zwang und wie wenig Idealismus heute noch um den Sieg in diesem Krieg gekämpft wird. Gerade bei jüngeren Jahrgängen ist die Abgestumpftheit erschreckend.

Woran liegt das? Kerle, in denen man Feuer erwarten sollte, erscheinen einem als die größten Spießer. Sollte es tatsächlich Leute geben, die da meinen, nach den anfänglichen schnellen Erfolgen in diesem Krieg auf Lorbeeren ausruhen zu können? ... ich glaube, daß Euch dort im Osten alle die Mißstände, die man so gerne als Kriegserscheinungen bezeichnet, viel früher zur Erkenntnis kommen als bei uns

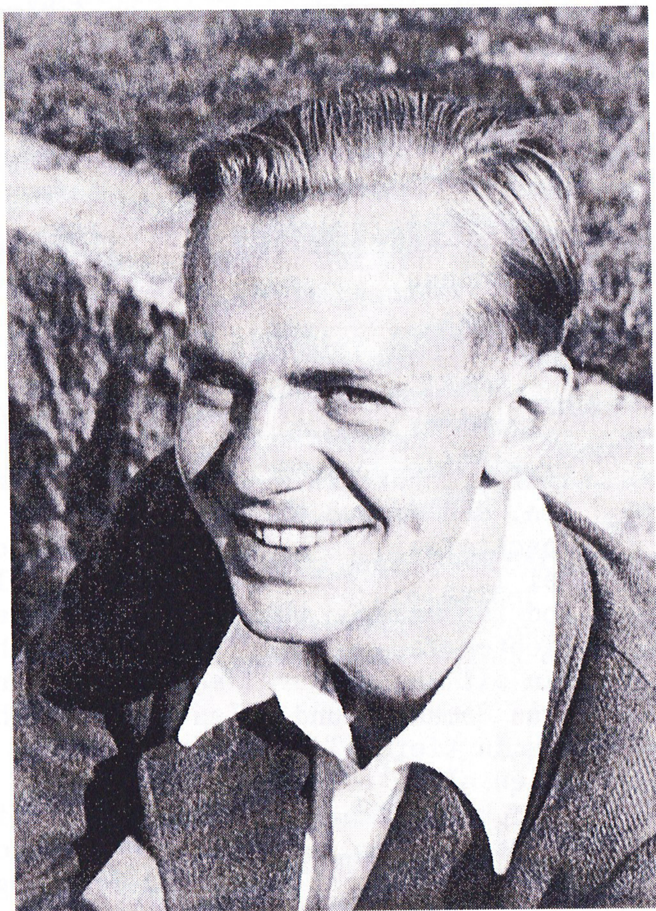
hier im Süden, denn hier sind sie verdeckt durch den Schatten italienischer Misthaufen! Und leider sind wir zur Zeit dazu verdammt, auch italienische Ställe ausmisten zu müssen.

Es grüßt Dich in alter Treue

Horst."

***

Anfang September bekam ich einen Brief von Achims Mutter aus Dresden mit der Nachricht, daß Achim bereits am 8. August bei Subzow in seinem Panzer durch Granateneinschlag gefallen und auf dem Soldatenfriedhof in Sytschewka beigesetzt sei. Einen Monat, nachdem wir in Wjasma Abschied voneinander genommen hatten, einen Tag bevor er auf die Kriegsschule ziehen und die Offiziersausbildung erhalten sollte, ein Jahr nachdem er von der Gehirnhautentzündung geheilt und dem Leben neu geschenkt worden war.



Fahnenj. Uffz. Joachim Lexzau-Nieland

geboren am 2. März 1922 in Hamburg
gefallen am 8. August 1942 bei Subzow

Als Achim am 8. August 1942 bei Subzow in Rußland in seinem Panzer gefallen war, schrieb der Regimentskommandeur an Achims Adoptivvater, den Oberbürgermeister von Dresden, Dr. Hans Nieland, einen für die damalige Denkungsart kennzeichnenden Brief:

"Panzer-Regiment 31 Rgt.Gef.Std.
Kommandeur 10.8.42

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Tief erschüttert muß ich Ihnen mitteilen, daß am 8.8.42 Ihr lieber Sohn Joachim bei dem erfolgreichen Gefecht bei Ignatowo südostw. Rshew den Heldentod für unseren Führer und unser geliebtes Vaterland erlitten hat. Ich bin mit Ihnen, Ihrer sehr verehrten Frau Gemahlin und allen Ihren Angehörigen in tiefer Trauer. Ich spreche Ihnen allen meine herzlichste und innigste Teilnahme im Namen des Offz.-Korps, des ganzen Regiments und auch der 8. Kp., der Ihr lieber Sohn angehörte, aus. Ein unsagbarer Schmerz trifft Ihre liebe Familie, und in tiefstem Mitgefühl sind meine Gedanken bei Ihnen zuhause, wo Ihr lieber Sohn stets nur schöne Zeiten verleben konnte. Er wurde in seinem Panzer als

Richtschütze von einem Panzergeschoß getroffen, in Körper und Brust verletzt und war sofort tot ...

Ihr lieber Sohn Joachim war der beste Junker seines jetzigen Jahrganges. Sein gefestigtes, herzliches Denken, sein treues, kameradschaftliches Auftreten und seine großen Persönlichkeitswerte waren für uns alle, die ihn kannten, eine besondere Freude. Er hätte die Offz.-Prüfung ohne Schwierigkeiten bestanden und wäre auch in seinem alten Jahrgang als Offz. eingestuft worden, da er durch seine Erkrankung später Offizier geworden wäre.

Es ist nicht zu fassen, daß der bildhübsche, aus dem Rahmen seiner Kameraden in allen Beziehungen herausstehende Junge schon zur großen Armeee abgerufen worden ist ...

Mit schwerem Herzen und in tiefster Teilnahme

Ihr

gez. Frhr. v. Bodenhausen"

Aus der Ahnung war Gewißheit geworden. Unter hunderttausend ähnlichen Schicksalen trifft das persönlich erlittene so, als stehe es allein. Alles andere tritt zurück. Ich **mußte** nach Sytschewka, das Grab suchen.

Gerade um diese Zeit, als ich die Nachricht erhalten hatte, blieb unser kleiner Leuchtfeuertrupp seit Tagen ohne Einsatzbefehl. Auch unsere ferne Kompanie konnten wir fernmündlich nicht mehr erreichen. Irgendeine Vermittlung war ausgefallen. Schließlich stellte sich heraus, daß der Fliegende Verband, für den wir tätig gewesen waren, plötzlich an die Westfront, nach Frankreich verlegt worden war. Wir waren verwaist, saßen bei Gussewo im Wald, gleich hinter der Frontlücke von Olenino, und pflückten eimerweise Heidelbeeren. Ich mußte also ohnehin aufbrechen, um uns Anschluß und Auftrag von einem anderen Verband zu suchen, und fuhr "per Anhalter" die Strecke zurück, auf der wir gekommen waren, über Olenino nach Sytschewka.

Der Soldatenfriedhof dort war schön angelegt, wirklich mit Liebe gestaltet. Ich brauchte nicht lange zu suchen. Auf dem Reihengrab hatte jeder Gefallene sein eigenes Grabkreuz, schwarz lackiert mit weißer Beschriftung, Namen, Dienstgrad, Geburts- und Todesdatum. Auch Achim. Nur anderhalb Meter Erde trennten mich von ihm.

Einen dicken Strauß spätsommerlicher Feldblumen pflückte ich in der Nähe, legte sie ihm aufs Grab, blieb die Nacht über dort und versuchte, mit mir ins Reine zu kommen. Neun Jahre älter als er war ich übrig geblieben.

Durfte ich das? **Konnte** ich das?

Als der Morgen dämmerte, reifte die einzig mögliche Lösung:

So lange ich selber noch leben würde, hatte ich künftig für Achim mitzuleben, ernstlich, **verantwortlich**, nicht nur als tröstliche Ausrede für den Augenblick. Das gelobte ich uns beiden dort.

Gelingt mir hier und da ein Wort,
Dein Herz schlägt deutlich darin fort
und gibt der Sprache Leben.
Drum eigne ich Dir's wieder zu.
Was ich nie fände, findest Du
und hörst nicht auf, zu geben.

Auch eine Handvoll Erde nahm ich mit.

***

Ein Argument, das in unserem kritischen Briefwechsel dieser Jahre (1941 - 43) von mehreren Beteiligten wiederholt vorgebracht wurde, war, die eigentlichen Ziele unserer Revolution könnten erst **nach** dem Kriege wieder aufgenommen und ihrer Verwirklichung zugeführt werden. Sie hätten schon in der Phase der Vorbereitung auf den als unausweichlich betrachteten Krieg zurückgestellt werden **müssen**, um die Kampfkraft des Volkes nicht zu schwächen. Die nüchterne Frage, wofür wir dann diesen Krieg eigentlich führten, wenn **nicht** für die Ziele unserer Revolution, wagte damals keiner von uns zu stellen.

Aber warum kämpften wir denn überhaupt gegen zwei Drittel der Erde, wenn doch alles beim alten blieb, anthropologisch, sozial, wirtschaftlich (Kapital!) und religiös?

> **War es nicht widersinnig, um diesen Krieg durchstehen zu können, auf alles das zu verzichten, wofür wir angetreten waren?**

Und war nicht gerade die Entwicklung in der Hitlerjugend besonders kennzeichnend für diesen Widersinn? Von der weltanschaulichen Schulung, von der noch 1938/39 reichen, vielfältigen Kulturarbeit war nur die Wehrertüchtigung übriggeblieben und auch die einseitig auf körperliche Leistungsfähigkeit getrimmt.

Also Krieg um des Krieges willen? Und das bei **den** Verlusten, die auf eine nicht wieder gut zu machende Gegenauslese hinausliefen, von 1914 bis 1945, in **einer** Generation?!

Wie gesagt, so weit wagte damals keiner von uns zu denken. Das hätte ja bedeutet, auch an Adolf Hitler selbst zu zweifeln. Und das konnten wir eben nicht, das war uns ganz und gar unmöglich **(33)**. So schluckten wir eben das Argument von der notwendigen Verschiebung der Revolution auf später, stimmten ihm in unseren Briefen zum Teil sogar zu. Es war und ist immer noch bitter, das zu erkennen.

Das Ende vom Liede war, daß wir damit **alles** verloren, unsere Revolution, den Krieg und das Reich dazu. Die Besten von uns sind blutjung gefallen. Sie konnten ihr Licht nicht mehr in eine Zukunft tragen, die dieses Lichtes so sehr bedurfte und heute mehr bedarf denn je. Wir haben uns in dem riesigen russischen Raum, im Westen bei der Invasion, im Balkan und in Afrika buchstäblich **verblutet**.

Sollten wir das etwa? War das der eigentliche Sinn des Ganzen?

***

Die Einschaltung der vorigen Seiten, der grundsätzlichen Gedanken zum Kriege, ausgelöst durch unseren Briefwechsel, appelliert an das Verständnis des Lesers. Es war mir nicht möglich, nach der Schilderung des Erlebnisses in Sytschewka einfach in der Erzählung fortzufahren, als sei dies eine Begegnung gewesen wie andere auch.

Wie ich von dort damals wieder nach Gussewo zurückgekommen bin, weiß ich heute nicht mehr, nur, daß wir noch Monate, bis in den Winter hinein dort blieben. Irgendwie hatte ich unterwegs wieder einen Anschluß und eine Einsatzmöglichkeit für meinen Leuchtfeuertrupp gefunden. Auch die Verbindung mit unserer Stammkompanie kam wieder zustande.

Von dort erhielten wir ein neues Aggregat zur Stromerzeugung, da das alte in seiner Splitterschutzgrube unter Wasser geraten, die Ankerwicklung verschmort und nicht mehr reparabel war. Meine beiden Gefreiten beteiligten sich aus eigener Initiative an einem Geplänkel mit Partisanen und brachten einen dabei gefallenen Infanteristen der uns benachbarten Beute-Sammelstelle zurück.

In diese Zeit fallen die Begegnungen mit Kalli (Karl Teckenburg), früher Fähnleinführer in Ohlstedt-Wohldorf, zum Wandsbecker Jungbann gehörig, und mit Hans Thams. Die Entfernungen zwischen unseren Standorten im Raum Olenino ließen sich ohne Schwierig-

keiten zu Fuß überwinden. Das hatten wir durch unsere Briefe herausgefunden. Auch Kalli ist wenig später in jenem Abschnitt gefallen.

Unser Treffen dort draußen war aber noch von keinen Vorahnungen belastet. Er wirkte zuversichtlich, und wir erinnerten uns gemeinsam an die schönen Jahre von 1937 bis 1939. Kalli hatte, ähnlich wie Per (Peter Merks), besonders gelungene Elternabende und Feierstunden von hohem Niveau veranstaltet.

***

An Hans Thams schrieb ich am 18. September 1942 (mit in den Brieftext eigepunkteter Lageskizze), und nahm dabei ein wesentliches Thema unserer darauffolgenden Gespräche vorweg:

> "... Die Vorstellung, die ich mir von dem Höchsten, nämlich dem lebendigen All, dem Leben im umfassendsten Sinne mache, ist von einigen Intuitionen abgesehen vorwiegend ein Verstandesprodukt. Seit Jahren bemühe ich mich, mir diese Vorstellung auch gefühlsmäßig zu eigen zu machen. Es wäre bestimmt gut, wenn sie eine weniger sachliche, dafür persönliche Gestalt annehmen würde. Für den Germanen haben nicht nur seine Götter, sondern auch die Gegenstände seines täglichen

Umgangs, Schiff, Haus, Handwerkzeug, starken Persönlichkeitswert gehabt. Er lebte mit ihnen, sie **lebten** mit ihm. Das ist zweifellos ein Idealzustand. Er führt zu einer inneren Harmonie. Und die halte ich unbedingt für etwas Erstrebenswertes ...

Es gibt Künstler, die aus einem inneren Gegensatz, einer inneren Spannung heraus schaffen, und solche, deren Werk das getreue Abbild einer vollkommen klaren, instinktsicheren inneren Schau ist. Ich ziehe die Letzteren vor. Sie können ihre Kraft ungeteilt dem Kampf mit dem Stoff, dem Material widmen.

Außerdem habe ich innerlich harmonische Menschen erlebt. Mein gefallener Freund Achim war ein gutes Beispiel dafür. Glaub mir, es ist etwas Wunderbares um diese Menschen ... Sie kennen nur den vollen, ungeteilten Einsatz ...

Und es geht ein Leuchten von ihnen aus, das sie immer zu Führenden macht. Aus ihnen selbst, aus ihrem eigensten Wesen kommt alles, was sie leuchtend macht. Gott wird ihnen nicht zum Erlebnis, indem er sich ihnen von außen her eines Tages offenbart, sondern er spricht aus ihnen selbst zu ihnen selbst - und zu anderen von Anbeginn und zu jeder Stunde. Er spricht zu

ihnen aus jeder Eigenschaft, die er ihrer Art verliehen hat. Es bedarf dazu keiner Erweckung, es sei denn die Erweckung zu sich selbst ... Aber sie sind selten."

Am 17. November trafen wir uns dann, nach brieflicher Verabredung, zum ersten Mal im Soldatenheim von Olenino, später in einem Gutshof, dessen Name mir mit "Tatewo" (?) im Gedächtnis geblieben ist, und der angeblich einmal Tolstoi gehört haben sollte. Und damit begann, bei selbst geröstetem und mit einer Flasche zermahlenen echtem Kaffee, eine Reihe nächtlicher Gespräche, in denen wir unsere Weltanschauung philosophisch zu umrahmen versuchten, natürlich dilettantisch, da wir beide nicht über die nötigen Kenntnisse verfügten.

Einmal waren wir auch zusammen im tiefverschneiten Gelände, in der besagten Frontlücke, wo uns eine Offizierspatrouille auf Skiern begegnete, die sehr erstaunt war, uns dort anzutreffen.

Hans hatte ein paar russische "Hiwis" (Hilfswillige) mit, um liegengebliebene Motorfahrzeuge auszuschlachten. Die machten sich mit Hallo und Gelächter über die toten Russen her, die in Schützenlinie, so wie sie gefallen waren, im Schnee lagen, und versuchten ihnen hau ruck noch brauchbare Kleidungsstücke von den steif gefrorenen Gliedern zu zerren. Irgendwelche Empfindungen

schienen sie dabei nicht zu haben.

Auch einen deutschen Soldaten fanden wir, der im Stahlhelm und langen Mantel aufrecht im Schnee stand, mit geröteten Wangen und leuchtendem Blick - durch und durch zu Eis gefroren. Der Mantel stützte ihn wie eine Glocke. Wir nahmen ihm die Erkennungsmarke ab. Begraben war bei dem tiefen Frost nicht möglich.

Mitte November schrieb mir Hans Wilde, unser ehemaliger Jungstammführer von Hamburg-Rahlstedt, aus dem Lazarett, daß er bereits in den letzten Septembertagen mit seinem Panzer abgeschossen worden sei und schwere Splitter- und Brandverletzungen erlitten habe. Sein sehr ausführlicher Brief beschrieb den derzeitigen Zustand der Waffen-SS, die infolge rascher Vergrößerung um das zwanzigfache nicht mehr in dem Sinne eine Auslese darstellen könne, wie vor dem Kriege.

Besonders behandelte er das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft bei dieser Truppe und entschied sich für Offenheit der Offizierslaufbahn für alle, aber langsamen Aufstieg. Jeder müsse lange genug einfacher Mann und auch lange genug Unteroffizier gewesen sein, um dann als Offizier die richtige Einstellung zu haben.

Einen tröstlichen Abschluß dieses bitter schweren Jahres 1942 bildeten zwei Briefe, ebenfalls von ehemaligen Jungvolkführern

unseres Wandbecker Jungbanns, beide Mitte Dezember geschrieben. Per (Peter Merks, Hamburg-Volksdorf) berichtete als Obergefreiter der Luftwaffe aus Crosnow bei Krakau:

> "Ich stehe mitten in der HJ-Arbeit, einer Arbeit, die hier unter der dauernden Einmischung der Militärdienststellen fast unmöglich gemacht wird. Dazu kommt, daß die Arbeit mit Volksdeutschen, die kaum ein Wort Deutsch können, sehr langwierig ist und viel Geduld verlangt, der Erfolg aber kaum oder erst nach längerer Zeit sichtbar ist.
>
> Aber was schadet das alles. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ich wieder aufgelebt bin. Die ganze Welt schaut gleich anders aus, nur weil die Arbeit, die ich tun darf, einen Sinn hat.
> Die HJ ist hier der einzige Zusammenhalt, überhaupt der einzige Halt an das Deutschtum für die Volksdeutschen.
>
> Die Jungen haben teils gute Anlagen - es sind prächtige Kerle darunter - haben aber polnische Erziehung, polnische Sprache, polnisches Wesen auf sich einwirken lassen müssen. Das zeichnet schon unsere Aufgabe (ich arbeitete mit einem alten HJFührer zusammen).

Weihnachten soll ein Gemeinschaftsfest aller Volksdeutschen werden, unter Leitung der HJ, das die Deutschen einander näher bringen soll. Darauf arbeiten wir nun hin, Tag für Tag ... Wir können noch keine Heimabende machen, können den Jungen noch nicht einmal etwas erzählen. Aber singen können wir, singen und wieder singen. Ich habe dann meine Gitarre bei mir. Die Jungen und manchmal dazu die Mädel sitzen um mich herum, und dann lernen wir Lieder, Aussprache üben, Text erklären und wieder Aussprache üben, damit der polnische Tonfall wegfällt.

Ich habe inzwischen die Genehmigung erhalten, jederzeit HJ-Uniform tragen zu dürfen, was ich natürlich ausnutze. Bin nämlich Leiter von einem Lehrlingsheim hier im Fliegerhorst geworden und ganz vom Truppendienst befreit. Daß die Jungen mit dem Militarismus nicht in Berührung kommen, ist eine meiner ersten Sorgen ..."

Der andere Brief war von Eggert Bünz, dem Wandsbeker Jungstammführer und Pfarrerssohn, der auf demselben Gymnasium Abitur gemacht hatte wie ich. Er schrieb aus Norwegen, berichtete aber zunächst noch vom Wolchow:

" ... Anfang September trafen wir in der HKL (Hauptkampflinie) ein. Bald darauf ging es zum Brückenkopf,

und dort erlebte ich eine Zeit an Kämpfen und an äußeren Umständen vor allem, die schweren Winterkämpfe (1941/42) bei weitem in den Schatten stellend.

Damals erhielt ich einige Eurer Rundbriefe. Ich habe mich immer sehr gefreut. Wie alles andere Schriftliche mußte ich sie in meinem Lehmloch gleich nach dem Lesen verbrennen. Diese Briefe, zu denen so viel zu sagen ist, hätte ich gerne noch mehrere Male gelesen. Den letzten, den ich in diesen Tagen erhielt, habe ich immer wieder zur Hand nehmen müssen.

Aber zurück zum Wolchow. Über die Kämpfe selber zu schreiben, hat wenig Zweck. So etwas muß man wohl mal mündlich abmachen. Eines Tages wurden wir urplötzlich abgelöst. Und so sind wir nun hier in Norwegen gelandet.

Du wärst sicher auch gerne hier. Vor einigen Jahren warst Du hier im Lande. Damals waren noch gänzlich andere Umstände. Wir müssen uns im übrigen erstmal an die veränderte Aufgabenstellung und Einstellung zu den Bewohnern des Landes gewöhnen. Und jetzt ist es soweit, daß man wieder an andere Dinge als Panzer, MG., Granatwerfer und Verpflegungsempfang denken kann. Das ist für einen Infanteristen sehr

viel, und es ist sicher schwer, ihm das ganz nachzufühlen. Der Landser hat in seinen schweren Zeiten keine Zeit für andere Gedanken als die, die auf den Kampf und die damit zusammenhängenden Dinge gerichtet sind."

Diese Erinnerung an Norwegen! "Vor einigen Jahren warst Du hier im Lande." Ja, unmittelbar vor Kriegsbeginn, mit Achim.

***

(Beide, Per sowohl wie Eggert, haben den Krieg überlebt. Per ist Lehrer geworden, Eggert Pastor wie sein Vater und Großvater.)

1943

Die Treffen mit Hans Thams im Raum um Olenino zogen sich in diesem besonders kalten Winter bis in den Februar hinein. Ich schrieb darüber damals an Peter Merks:

> " ... Stundenlange, immer wieder auf den tiefsten Grund der Dinge vorstoßende Auseinandersetzungen mit Hans Thams - wir treffen uns hier draußen jetzt fast regelmäßig - haben uns beide in die Lage versetzt, unseren Standpunkt klar abzugrenzen und zu formulieren. Einzelne Gedanken, die seit Jahren nebeneinanderher liefen, ergeben nun ein geschlossenes Bild.
>
> So kann ich heute versuchen, Dir in kurzen Sätzen ein bekenntnishaftes Bild meiner Welt- und Lebensanschauung zu entwerfen. Vorauszusagen brauche ich wohl nur, daß mir, wie Du weißt, eine persönliche Gottesvorstellung unmöglich, eine sinnvolle Ordnung der Dinge aber unbedingte Gewißheit ist, und daß ich jegliche Form von Dualismus für unserem Menschenschlag wesensfremd halte und nur eine einheitliche, von **einer** wirkenden Macht ausgehende Weltordnung bejahen kann. Diese Macht nenne ich **Leben**, natürlich in einem weit umfassenderen Sinne, als es für gewöhnlich gebraucht wird:

Leben ist ewig.
Es hat keinen Anfang und kein Ende.
Leben ist überall.
Es hat keine Grenzen, es gibt keinen
Tod.
Leben ist allmächtig.
Es vermag alles.

*

Leben ist das Letzte, das bleibt,
wenn wir das Atom zerlegen.
Leben ist das Umfassendste, das es
gibt,
wenn wir in die Unendlichkeit des
Raumes vorstoßen.

*

Leben finden wir, wenn wir Gott suchen.
Es ist nichts Persönliches, nichts
Gegenständliches
und nichts Geistiges.
Leben ist Wirken! Leben ist Tat.

*

Leben ist nichts Geschaffenes
und bedarf keines Schöpfers.
Leben ist Selbstschöpfung
in ewiger Wiederkehr, in ewigem
Wechsel.

*

Leben bedarf nicht menschlicher Sinn-
gebung.
Es trägt seinen Sinn in sich,
wie alle Dinge ihren Sinn in sich
selber tragen.
Er heißt: Leben gleich Werden.

*

Leben trägt seine Ordnung in sich
selber,
wie alle Dinge ihre Ordnung in sich
selber tragen.
Sie umfaßt alle Naturgesetze.

*

Vor dem Leben besteht keine Polarität
von Stoff und Geist, von lebendig und
tot,
organisch und anorganisch.
Vor dem Leben ist alles eins.

*

Dieses Leben ist heilig
und heiligt alle Dinge.

***

Um auch dem Menschen seinen Standort in dieser Schau anzuweisen, könnte man noch hinzufügen:

Auch wir Menschen danken alles,
was wir haben, dem Leben:
unsere Fähigkeiten, unsere Bedürfnisse
und unsere Haltung.

*

Wir vermögen nichts
außerhalb der Ordnung des Lebens
und seiner Gesetze.
Unsere Aufgabe ist, uns so zu erfüllen,
wie Leben uns angelegt hat.
Unser Feind ist,
wer uns daran hindern will."

*

(Dieses "Bekenntnis Leben" von 1943 nahm ich 1973 mit in das Bändchen NORDWIND und 1987 mit in das TESTAMENT MEINES GLAUBENS auf.)

1942/43
3
1941/42

Inzwischen hatte im Nordabschnitt der Ostfront in der grausamen Kälte, bei der unsere Infanterie dank Herrn Generalquartiermeister Wagner ohne Winterausrüstung blieb und zu Tausenden erfror, eine schwere Entscheidungsschlacht begonnen, in deren Verlauf große Teile des eroberten Gebietes aufgegeben werden mußten.

So erhielt auch mein Leuchtfeuertrupp Befehl, in Gussewo abzubauen und unseren Gerätewagen in Sytschewka zu verladen. Es blieb gerade noch Zeit zu einem Abschiedsbesuch an Achims Grab im tiefen Schnee, und ich schnitt mir von seinem Kreuz einige Splitter ab, die erhalten geblieben sind.

In Smolensk ergab sich eine Unterbrechung unseres Transports. Wir nutzten die Zeit, um die Kathedrale zu besichtigen, die berühmten alten Ikonen, die riesige Trennwand aus durchbrochenem Schnitzwerk vor dem Allerheiligsten, das nur der Pope betreten darf. Die dicken Mauern strahlen eine Kälte aus, daß einem der Atem im Munde zu gefrieren drohte.

Bis heute ist mir dieses Gefühl einer eisigen Gefährdung, eines Frierens bis in die Knochen hinein im Gedächtnis geblieben.
Und in dieser Atmosphäre sang hoch oben von einer Empore herab ein vielstimmiger Chor alter Männer und Frauen mit zum Teil schon etwas zittrigen Stimmen und doch so ergreifend schön, daß es unter diesen Um-

ständen einfach nicht zu fassen war.

Um so grausamer wirkten die Bilder, die wir bei der Weiterfahrt zu sehen bekamen. Ich erinnere mich an einen riesigen, wohl über hundert Meter langen Wall aus den übereinander geschichteten Körpern gefallener deutscher Soldaten, die nicht begraben werden konnten, weil der Boden metertief steinhart gefroren war. Sie lagen dort in den oft bizarren Stellungen, in denen sie der Tod getroffen und wie man sie aufgesammelt und zusammengetragen hatte.

Die dünnen Feldblusen und Mäntel, in die sie gekleidet waren, in denen sie in vorderster Linie der an sich schon tödlichen Kälte und dem Angriff frisch eingesetzter sibirischer Truppen hatten standhalten müssen, waren ein Hohn. Als bei beginnender Schneeschmelze Güterzüge voller Winterausrüstung, Pelzen, Filzstiefeln und so weiter anrollten, wohl berechnet sechs Monate zu spät, steigerte sich dieser Hohn zu nacktem Zynismus. Es sprach sich bei den Überlebenden schnell herum, wer dafür verantwortlich war. Widerstand gegen Hitler auf Kosten der kämpfenden Truppe, unter bewußter Opferung Zehntausender der eigenen Soldaten. -

Nach solchen Eindrücken und Erkenntnissen war unser neuer Einsatzort Krasny, südlich der Rollbahn von Smolensk zurück nach Orscha, die reine Idylle. Eine landwirtschaftliche Kolchose, die sich unter deutscher Besetzung

und Verwaltung wieder in ein kleinbäuerliches Dorf zurückverwandelte.

Unser Trupp, immer noch dieselben drei Mann wie in Gussewo, quartierte sich bei der Familie Rasinkin ein und erlebte dort einen Frühling und Frühsommer inmitten geradezu archaischer Ursprünglichkeit. Unser Leuchtfeuer bauten wir so weit von der Ortschaft entfernt auf, wie unser Kabelvorrat reichte, der "Nähmaschine" wegen, eines langsam fliegenden russischen Flugzeuges, das Nacht für Nacht das Leuchtfeuer mit kleinen, von Hand abgeworfenen Bomben auszuschalten versuchte aber niemals traf. Sein Motorgeräusch hatte ihm den Spitznamen gegeben. Gegenüber den Bombengeschwadern, die zuhause unsere Städte zertrümmerten, wirkte auch diese "Nähmaschine" archaisch.

Vater Rasinkin war bei Kriegbeginn eingezogen worden, und die Familie hatte seitdem nichts mehr von ihm gehört, da es in der russischen Armee damals, zu Stalins Zeiten, keine Feldpost gab. Die Mutter und der siebzehnjährige Sohn Mischa bewirtschafteten das Land, das die deutsche Verwaltung ihnen als ihr Eigentum zugeteilt hatte. Ein Kleinstbetrieb mit einem Pferd und einer Kuh. Natürlich halfen auch die jüngeren Kinder mit.

Ich habe mich bei bei diesen ganz einfachen und natürlichen Menschen in einer Weise wohlgefühlt, die mich selbst überraschte. Mich überkam eine Ahnung, daß so das wirk-



Verfasser mit dem weißruthenischen Jungbauern
Michail Rasinkin in Krasnyi (südöstlich von Orscha)
im Mai 1943

liche, das **eigentliche** Leben sei.

Ich begleitete Mischa zum Pflügen auf einem weit entfernten Acker oder zum Hüten der versammelten Rinder- und Schafherde des ganzen Dorfes in den fast grenzenlos wirkenden Weiden ringsum. Ich war glücklich, und begann, mich seelisch von dem Jahr 1942 zu erholen.

Einmal inspizierte unser Kompaniechef unseren Trupp und brachte auch den Abteilungs- (Bataillons) Arzt mit. Der nahm mich beiseite und redete mit ins Gewissen: "Vollmer, Sie verrussen total." Ich hätte beinahe geantwortet: "Jawoll, verrusse total!", empfand das gar nicht als einen Vorwurf, eher als eine Anerkennung.

Die unausgesprochene, aber vorausgesetzte Forderung, man habe sich als Deutscher zu gut zu sein, mit der russischen Bevölkerung Umgang zu pflegen, war auch in unserem Briefwechsel unter alten HJ-Führern zuweilen angeklungen. Ich empfand das als einen ganz unangebrachten Hochmut, zudem als Verwechslung von Zivilisation und Kultur, von außen und innen. Und gegen die Zivilisation spürte ich damals schon ein tiefes Mißtrauen, vierzig Jahre bevor sich dieses Mißtrauen heute im Zuge der Umweltzerstörung auszubreiten beginnt.

Das Erleben dieses Sommers in Krasny fand seinen literarischen Niederschlag in meinen "Russischen Aquarellen". Das Manuskript ging bei der Plünderung des Nielandschen Hauses bei Dresden 1945 verloren. 1949 schrieb ich es in Spanien neu, und 1961 veröffentlichte es Manfred Hardt in Wiesbaden unter dem Titel "Russische Elegie" als Privatdruck einer bündischen Jungengruppe.

Dort in Krasny erlebte ich auch "Jugendbewegung im Urzustand", nämlich eine dörfliche Jungenbande, die sich ganz von selbst um Micha sammelte, ohne daß er sie erst hätte überreden oder gar "organisieren" müssen. Wie das aussah, mag eine Szene aus den "Aquarellen" (bzw. der "Elegie") veranschaulichen:

"Glitzernd und plätschernd windet sich draußen der Bach durch frische, saftige Wiesen. Sträucher und Buschwerk säumen die beiden lehmigen Ufer und überwuchern zuweilen das Wasser wie ein Gewölbe. Dort sind die Wellen dunkel und scheinen ruhiger zu fließen. Nur von den freien Strecken schimmert das Licht herein. Vorsichtig waten dort - lichtbraun im grünlichen Blau, bis zur hellen Brust in den Wellen - zwei große Jungen heran. Sie tasten mit beiden Händen die weit unterspülten Ufer nach stehenden Fischen ab, die sich dort gerne verstecken.

Plötzlich packt einer zu, und mit der gleichen Bewegung, mit der er den Glatten gegriffen, schleudert er ihn durch die Luft im hohen Bogen auf's Trockne, wo die Schar der kleinen Trabenten mit Eifer und hellem Geschrei den Zappelnden fängt und tötet und zu den übrigen reiht. Sie schleppen schon eine Last von Weißlingen und von Welsen an Schnüren über der Schulter.

Aber da stieben sie mit einem Mal auseinander. Denn vom Bache her kommen mit steinerweichendem Brüllen zwei glänzende Neger gelaufen. Die beiden Großen haben vom Kopf bis zu den Füßen mit schwarzem Schlamm sich bestrichen. Nur die weißen Augäpfel leuchten und die weißen Zähne schimmern aus der Schwärze hervor. So jagen sie eine Weile hinter den Kleinen her. Dann springen sie wieder ins Wasser, tauchen und schwimmen und steigen danach wieder rein und hell aus den Wellen hervor, laufen, springen und ringen, Schenkel an Schenkel gestemmt, im hohen Grase und dehnen sich wohlig lang in der Sonne.

Indessen haben die Kleinen Holz zum Feuer gesammelt. Auch eine Pfanne ist da, ein wenig Fett, sogar Eier. Die Fische wandern geschuppt, im Bache gespült, in die Pfanne, und die Jungen

liegen in Frieden auf dem Bauch um das Feuer versammelt und ziehen den Duft in die Nasen. Sie brauchen nicht lange zu warten und machen bald reinen Tisch. Es geht kein Krümchen verloren.

Dann trollen sie sich. Bald sind sie hinter den Bäumen der nächsten Krümmung des Baches verschwunden, die Stimmen verklungen.

Es plätschert nur noch das Wasser und glitzert faul in der Sonne."

Hier in Krasny erhielt ich auch wieder Post und fand Zeit zu antworten. Anfang April erfuhr ich so, daß Wilhelm Kohlmeyer, der Führer des Obergebiets Nord der HJ, im Osten bei einer Einheit der Waffen-SS gefallen sei. Und diese Nachricht erfordert eine **Rückblende** in die Zeit zwölf Jahre zuvor.

Als ich **1931** als Siebzehnjähriger in die Hamburger Hitlerjugend eingetreten war, hatten mich besonders drei Gestalten dort begeistert, weil sie meiner Idealvorstellung von Wuchs, Antlitz und Haltung nahezu vollkommen entsprachen: Wilhelm Kohlmeyer, Erich Harders und Wilhelm Krap. Kohlmeyer stieg im Laufe der Jahre zum Obergebietsführer auf, erreichte also den höchtsten Rang, den es innerhalb der HJFührung gab. Aber damals, als ich ihn kennenlernte, nahm er noch an allen unseren Führerfahrten teil, auch an jedem jugendlichenUnfug, den wir

unterwegs spontan uns leisteten, als guter Kamerad unter Kameraden. Nach 1933, als dann staatliche Mittel zur Verfügung standen, wurde manches anders.

Erich Harders führte 1931 die Schar in Hamburg-Hamm, in die ich so gerne aufgenommen werden wollte, als Heinz Morisse mir sagte, ich solle mir in den Walddörfern meine eigene Schar aufbauen (S. 3). Auch Erich stieg zunächst auf, erreichte dann aber eine Grenze, an der er sich einer Aufgabe, die ihm in der HJ gestellt wurde, nicht mehr gewachsen fühlte und einen inneren Zusammenbruch erlitt. Ich weiß nicht, wie es ihm weiter ergangen ist.

Wilhelm Krap schließlich, Anfang der dreißiger Jahre Oberjungbannführer von Hamburg, war ein genialer Jungenführer, nur ganz und gar nicht im Sinne Schirachs (S. 13/14). Mit ihm und seinem "Adjutanten" Erich Luxem schloß ich Freundschaft, die uns auch mit dem schwedischen Jugendführer von "Nordisk Ungdom", Arne Clementson verband und sich noch nach dem Kriege bewähren sollte.

Aber **zurück**, in das Jahr **1943.**

Wir hatten in Krasny wenige Wochen nach unserer Ankunft dort schon das wahrhaft bewegende Osterfest miterlebt, bei dem die Bevölkerung der weiteren Umgebung mit Pferd und Wagen zusammenkam - nach einem viertel

Jahrhundert bolschewistischer Herrschaft, in der Hoffnung, für immer davon befreit zu sein - eine Woche lang ein wirkliches Volksfest gefeiert hatte.

Jedes Haus der kleinen Ortschaft war voller Gäste aus den Nachbardörfern gewesen und in der Kirche segnete unermüdlich der Pope die von den Gläubigen mitgebrachten selbst gebackenen Auferstehungsbrote. Schon die fröhlichen Vorbereitungen auf dieses Fest hatten uns in ihren Bann gezogen. Und nun, im Frühsommer, wurden wir staunend Zeuge des Fronleichnamsfestes nach russisch-orthodoxem Ritus. Ich zitiere wieder aus meinen "Aquarellen":

> "Der Friedhof am Ortsrand muß einmal sehr schön gewesen sein. Mächtige alte Bäume machen ihn fast zum Park. Doch ist er nun arg verkommen. Viele Gräber sind schon garnicht mehr zu erkennen, und eine große, offene Grube im Hintergrund birgt traurige, schreckliche Dinge.
>
> Heut aber wimmelt das Volk in hellen, festlichen Kleidern zwischen den Gräbern umher und lagert unter den Bäumen. Verlorene Grabstellen werden von neuem entdeckt und bezeichnet und von dem bärtigen Popen mit schwingendem Räucherkessel für eine Gabe geweiht. Schon füllt sich die lederne Tasche. Hie und da breiten Frauen weiße Tücher

über die Gräber, decken darauf den Tisch und laden den Toten zum Mahle mit seinen lieben Verwandten. Hat er es immer so kalt und traurig unter der Erde, soll er sich heute laben, trinken und fröhlich sein!

Bald essen sie überall und trinken zwischen den Gräbern. Nicht lange, so singen sie auch und tanzen am Ende ein wenig. Das leuchtet und klingt um die Bäume und Büsche im schattigen Grün, bis die Schatten länger werden und ein kühler Wind aufkommt. Da verliert sich eins um das andre, zurück in den Ort, in die Häuser und die Toten sind wieder allein."

Mitte Juli war es mit dieser Idylle zuende. Meine Kompanie kommandierte mich zu einem größeren Trupp nach Orel am Oberlauf der Oka. Es war der östlichste Punkt, den ich in meinem Leben erreicht habe. (Der westlichste war nach dem Kriege Bilbao und noch später, in Südamerika, die chilenische Pazifik-Küste, die Insel Chiloé.).

In Orel waren wir der Hauptkampflinie wieder nahe, in das Kriegsgeschehen einbezogen. Doch habe ich von dort noch bis an den Horizont reichende goldgelbe Maisfelder in Erinnerung und den verwehten Klang einer weit, weit entfernten Ziehharmonika bei einbrechender Dunkelheit. Das ging unter die Haut. Kaum erlebt, schon vorbei. Wir mußten weiter

zurück, in die Gegend von Briansk. Aber auch dort blieb unser Trupp nicht lange. Beim Bergen des Geräts und Auftrommeln ausgelegten Fernsprechkabels gerieten wir ins Feuer russischer Artillerie, und ich sehe mich noch, mit der schweren Kabeltrommel vor der Brust, zwischen den frischen Granattrichtern und Einschlägen umherstolpern. Unmittelbar danach schrieb ich (4. August 1943) an Hans Thams:

> "... Ob das Schicksal des Faschismus in Italien (34) nun wohl einigen Menschen bei uns die Augen geöffnet hat? Wer ist konsequent genug, sich die Fragen vorzulegen: Was würde ich tun, wenn parallele Ereignisse in Deutschland eintreten würden? Kann ich mir ein Deutschland ohne fortwirkende nat.soz. Revolution denken? Darf ich ein solches Deutschland wünschen? Hätte dieser Krieg dann noch einen Sinn? ..."

Anfang September war ich wieder mit Urlaub an der Reihe, kam über Smolensk und traf dort Hans Rodde, der als Sonderführer die Propaganda für die russische Bevölkerung im Mittelabschnitt koordinierte, eine Aufgabe, die mit dem Zurücknehmen der Front und dem Verlust bereits unter deutscher Verwaltung gestandener Gebiete natürlich immer schwieriger wurde. Was sollte man den Menschen noch sagen, die vor der Alternative standen, entweder sich den russischen Partisanen (35) anzuschließen, also in die Wälder zu gehen, oder, wenn nicht, von den vorrückenden russischen Truppen als "Kollaborateure" oder "Konterrevolutionäre" behandelt zu werden?

Da der Abgang des Urlauberzuges von Smolensk sich um einen Tag verzögerte, nutzte ich die Frist, um schnell noch einen Besuch in Krasny zu machen. Dort sorgte man sich offenbar noch nicht um die nächste Zukunft. Mischa hatte eine große Scheune gebaut und war sichtlich stolz und glücklich, daß er sie bis oben mit der Ernte dieses Sommers gefüllt hatte. Als er sie mir zeigte, stand er davor, breitete beide Arme aus und sagte geradezu andächtig: "So viel Brot dieses Jahr!" (Ein Jahr später war alles verbrannt.)

Ich fuhr zuerst nach Berlin. In der Reichsjugendführung war Arthur Axmann an die Stelle von Schirach getreten, den Hitler als Gauführer und Reichsstatthalter nach Wien geschickt

hatte. Die wichtigsten Amtschefs waren noch Helmut Stellrecht(Körperliche Ertüchtigung), Karl Cerff (Kultur) und Griesmayr (Weltanschauliche Schulung).

Mit ihm sprach ich zuerst, sehr offen, auch über den Nordischen Gedanken. Er meinte, der sei ja inzwischen "ungefährlich", da ihm die Spitze bereits abgebrochen sei.
Mir schien auch bei ihm die leidvoll gewohnte Verwechslung von Volk und Rasse (**36**) vorzuliegen. Doch davon abgesehen zeigte Gottfried Griesmayr in seinem Buch, das er mir zum Abschied schenkte, jedenfalls in religiöser Hinsicht einen selbständigen Standpunkt.
So hatte denn dieses Buch auch nicht im Parteiverlag erscheinen können und mußte ohne parteiamtliche Absegnung in den Vertrieb gehen.

Genau so war es Helmut Stellrecht mit seinem Band **Neue Erziehung** ergangen, in dem er, weit über das Ressort seines Amtes hinaus, noch einmal die ursprüngliche Zielsetzung der nat.soz. Revolution zusammengefaßt hatte. Es erschien im Limpert-Verlag und wurde nicht in die N.S.Bibliographie aufgenommen. Stellrecht wurde auch von Karl Cerff abgelehnt, den ich nachmittags in seinem Kulturamt aufsuchte, und als "Querulant" bezeichnet. Früher hatten sich diese beiden Amtschefs und Obergebietsführer ausgezeichnet verstanden. Aber das Abtriften des kriegsbedingt "realen" Nationalsozialismus von der ursprünglichen Linie verursachte eben überall

Verwirrung.

Abends erlebte ich eine Chorprobe der ukrainischen Nationalen Vereinigung in Berlin mit gewaltigen Stimmen. Dorthin nahm mich der Kosacken-Säbel-Tänzer aus Warschau, Jurko Sikorskij, mit, dessen Vater damals Priester geworden war, und den es inzwischen nach Berlin verschlagen hatte.

Tags darauf fuhr ich nach Dresden, zu Achims Eltern, und saß am ersten Abend im schwarzen Anzug in der Staatsoper. Die Tage dort, auch das Zusammensein mit Achims Geschwistern, waren trostreich und wie ein tiefes Atemholen.

Dann aber kam Hamburg. Das Institut meines Vaters war durch Bombenvolltreffer total zerstört, die Panzerschränke von Phosphorbomben vollständig durchglüht. In einem Hochbunker auf dem Heiliggeistfeld saß meine Stiefmutter und versuchte, aus verkohlten Papierstückchen, auf denen mit einem Speziallack die Schrift für kurze Zeit wieder lesbar gemacht werden konnte, wichtige Manuskriptteile zusammenzufügen. Aus einem anderen Bunker, inmitten einer Trümmerwüste, die einst der Stadtteil Rotenburgort gewesen war, half ich ihr, Buchbestände der Staatsbibliothek zu bergen.

Eine Aufführung der berühmten Ballettgruppe von Lola Rogge, die wir besuchten, wurde durch Fliegeralarm unterbrochen. Alles flüch-

tete in den nächst erreichbaren Luftschutzkeller.

In der Gebietsführung der Hitlerjugend traf ich Ernst Gramke, den Abteilungsleiter für Weltanschauliche Schulung, und berichtete von meinem Gespräch mit Griesmayr in Berlin. Gramke führte mich vor eine große Wandkarte von ganz Rußland, einschließlich Sibirien, und erklärte mir, wofür wir diesen Raum dringend benötigten. Es war gespenstisch. Wir wurden doch gerade mit Hilfe sibirischer Truppen und amerikanischer Waffenlieferungen aus diesem Raume herausgedrückt. Wieder lief es mir kalt den Rücken herunter: was mir Gramke da auseinandersetzte, das war doch unverhüllter Imperialismus. Es wirkte so, als käme er selber gerade von irgendeinem Lehrgang. Das machte die Sache noch unheimlicher.

Kurz vor dem Ende dieses Urlaubs besuchte ich noch unsere Jungbann-Dienststelle in Wandsbeck, mit der so kostbare Erinnerungen an die Jahre 1937 bis 39 verbunden waren. Dort traf ich zwei Jungmädel-Führerinnen, die zusammen noch eine Dienstbluse besaßen und abwechselnd trugen. Sie wohnten auch dort, waren zuhause, wie zehntausend andere auch, "ausgebombt". Das heißt, da stand nichts mehr. Sie fragten mich, ob ich schon vom vierten Reich gehört hätte, und ob ich mich nicht der vierten Partei anschließen wolle. Galgenhumor in der Potenz.

Zur Kompanie zurückgekehrt, bekam ich wieder einen eigenen Leuchtfeuertrupp, also zwei Mann und Gerätewagen und wurde über Witebsk nach Polozk geschickt, an der Düna gelegen. Vor dem Kriege war das ein Nord-Ost-Zipfel Polens gewesen, aber mit weißrussischer Bevölkerung. Von Polozk ging es noch ein Stück weiter in ein Gebiet erhöhter Partisanentätigkeit.

In einer weiten Ebene lag ein festungsartiger Stützpunkt, mit starken Palisaden bewehrt, ähnlich den Forts der nordamerikanischen Armee im Jagdgebiet der Indianer im vorigen Jahrhundert. Die deutsche Besatzung dieses Stützpunktes stand zumeist im Landsturmalter (37). Hier fanden wir Unterschlupf, stellten aber unser Leuchtfeuer wieder so weit wie möglich davon entfernt auf, unter Ausnutzung von Resten einer alten Überlandleitung.
Bald fiel der erste Schnee und wir erlebten unseren dritten russischen Winter. Nacht für Nacht hörten wir den Lärm, Schüsse und Geschrei, wenn Partisanentrupps im weiten Umkreis Dörfer überfielen und sich dort ihre Verpflegung holten, nicht selten auch junge Burschen mitnahmen. Tagsüber herrschte Ruhe.

Ich lieh mir einen Schlitten mit Panjepferdchen und fuhr zum nächstgelegenen Dorf, um zu erfahren, was da in der vergangenen Nacht wieder losgewesen sei, folgte dabei einer einsamen Schlittenspur im tiefen Schnee. Sie führte über einen kleinen zuge-

frorenen See und am jenseitigen Ufer in Serpentinen einen Hang hinauf. Oben stand eine einsame Gestalt und wartete. So lernte ich Walodscha Redschkow kennen. dessen Vater als weißrussischer Patriot schon vor dem Kriege von den Polen umgebracht worden war. Er schilderte mir die Verhältnisse, konnte sich nur tagsüber in seinem Heimatdorf, bei seiner alten Mutter aufhalten, wohin er mich jetzt begleitete. Nachts mußte er bei Bekannten in einem Hause nahe an unserem Stützpunkt schlafen, um nicht von den Partisanen zum Mitgehen gezwungen zu werden.
Er half uns in der Folgezeit bei den vielen kleinen Arbeiten, die zur Erhaltung unserer Anlage notwendig waren. Bei Walodscha und seiner Mutter feierten wir auch Weihnachten, richtig mit einem kleinen Weihnachtsbaum, aber nach dem Cyrill'schen Kalender 12 Tage später als bei uns.

1944

Bei der Post, die ich dort in dem einsamen Stützpunkt bei Polozk erhielt, war auch ein Brief von Gerda Wendt aus Kopenhagen. Sie hatte als höhere BDM-Führerin den Auftrag, sich nicht nur um die deutschen Jugendlichen in Dänemark zu kümmern, sondern auch die dänische Jugend für ein Zusammengehen mit Deutschland zu gewinnen. Sie schrieb mir nun, daß sie diesen Versuch endgültig aufgegeben hätte.

Der Brief brachte mir wieder das ganze Elend unserer dilettantischen Außenpolitik **und** verfehlten Personalpolitik zum Bewußtsein. Da wurden Leute hinausgeschickt, die von der Mentalität des Volkes, in dem sie wirken sollten, nichts wußten, nichts wissen konnten, während diejenigen, die jahrelang beruflich in dieser Arbeit gestanden hatten und sich mit den betreffenden Menschen wenigstens einigermaßen auskannten, irgendwo herumkrebsten, wo sie ihre Kenntnisse nicht anwenden konnten. Das lief nach dem schönen Grundsatz, jeder habe "seine Pflicht dort zu erfüllen, wohin er nun einmal gestellt" sei.

Dieses "nun einmal" regte mich schon seit langem auf. Denn dahinter verbarg sich die Unfähigkeit, jeden dorthin zu stellen, wo er seine Fähigkeiten am erfolgreichsten zum Nutzen des Ganzen einsetzen konnte. Das nämlich verstand ich unter Führung.

Anstattdessen wurde ein Terboven ausgerechnet nach Oslo geschickt, Lohse ins Baltikum, und Koch (38) in die Ukraine, wo sein segensreiches Wirken die bitter enttäuschten Ukrainer in Massen zu den Partisanen trieb. Wir spotteten ja schon damals, Stalin werde sicherlich Koch einen hohen sowjetischen Orden verleihen. Es war wirklich zum Verzweifeln. In meiner Verbitterung regten sich zum erstenmal auch Zweifel an der Führungskunst des Führers. Auch der feierliche Gefolgschaftseid auf seine Person vom 9. November 1935 (vergl. dort) konnte das nun nicht mehr verhindern. S 32/33

Im Februar oder März erhielt mein Trupp wieder einen Verlegungsbefehl. Wir bauten also ab und verluden unseren alten Geräte- und zugleich Wohnwagen auf einen Güterzug. Der nächste (und für uns letzte) Einsatzort in Rußland war Ossipowitschi, zwischen Minsk und Bobruisk, an einem Nebenfluß der Beresina.

Nachdem wir endlich dort angekommen waren - Eisenbahntransporte mit Güterzügen im russischen Winter und bei fortschreitender Rückzugsbewegung waren langwierig und mancherlei Zufällen unterworfen-, bekamen wir drei ein hübsches Blockhaus für uns und konnten unseren Wagen in einen splittersicheren Unterstand stellen. Wir richteten uns häuslich ein und nahmen Kontakt zur neuen Umgebung auf.

Dabei stellte sich heraus, daß hier, mitten in Weißruthenien, mit dreijähriger Verspätung, die Reichsjugendführung tätig geworden war und ein "Weißruthenisches Jugendwerk" (Sajos belaruskaja molodiez) ins Leben gerufen hatte. Damit hatte ich wirklich nicht mehr gerechnet und bei meinem Berlinbesuch im September 1943 garnicht erst versucht, mit dem Auslandsamt über Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer Jugendarbeit in den von uns besetzten und verwalteten russischen Gebieten zu sprechen. Eine solche Arbeit hätte ja unmittelbar nach dem Einmarsch, gleichzeitig mit der Einrichtung der Zivilverwaltung beginnen müssen, nicht erst jetzt, wo wir die Gebiete wieder aufgeben mußten.

Nun gut, irgendjemand war also doch noch auf diesen Gedanken gekommen, und es war ein Oberbannführer Müller mit zwei BDM-Führerinnen (in Lederjacken) entsandt worden. Sie hatten nach deutschem Muster Ertüchtigungslager aufgezogen und unter der Jugend geworben. Es hatten sich auch Teilnehmer gefunden, vermutlich in der Hoffnung auf ein autonomes Weißruthenien. Das wäre ja auch zwei oder drei Jahre früher durchaus denkbar gewesen, ähnlich wie in der Ukraine, wenn deutscherseits die Bereitschaft dazu bestanden hätte. Aber die bestand eben nicht, und jetzt war es für solche Hoffnungen zu spät. Wo Oberbannführer Müller sich sehen ließ, folgte ihm ein Rattenschwanz von deutschen Offizieren aller Waffengattungen,

die sich lebhaft für die weißrussischen Jungen aus den Lagern des Jugendwerks interessierten, um sie so bald wie möglich an die Front zu schicken. Das war wohl kaum der Sinn der Sache oder etwa doch? Mir kamen Zweifel.

Bei dem Versuch, mich irgendwie einzuschalten, schrieb ich an die zuständige deutsche Zivilverwaltung, erhielt aber keine Antwort. Inzwischen entfaltete sich in unserem Blockhaus ein reger Verkehr. Ein ganzer Pulk von Unteroffizieren der Flak feierte bei uns, auch Jungen und Mädchen aus der Ortschaft kamen zu Besuch, spielten Ziehharmonika, sangen russische Lieder, und die Mädchen, die etwas Deutsch von der Schule her konnten, sagten zu uns: "Daß ihr den Krieg verliert, wißt ihr doch?" Wir widersprachen natürlich heftig, aber ganz ehrlich war das nicht mehr, konnte es nach Lage der Dinge nicht mehr sein.

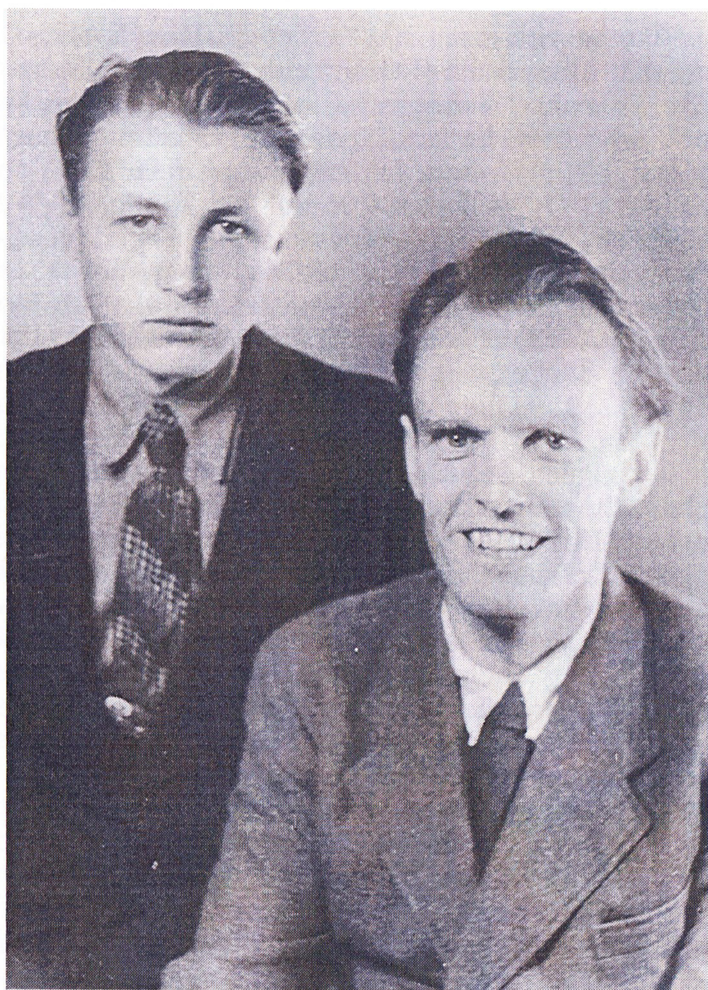
Da die Zivilverwaltung mir nicht antwortete - ich hatte angeboten, während meines nächsten Urlaubs dort zu bleiben und mitzuarbeiten -, wollte ich wenigstens etwas tun und nahm einen der Unterführer des Jugendwerks, Boris Schimanski, mit nach Deutschland. Das klingt einfacher als es tatsächlich war.

Eine Woche lang lief ich auf alle möglichen deutschen Dienststellen in Ossipowitschi, unter anderem auch zum Sicherheitsdienst der SS, bis ich die erforderlichen Papiere

für Boris zusammen hatte. Auch dann konnte ich mit ihm nicht den Urlauberzug für deutsche Soldaten benutzen (obgleich es sich doch um einen Unterführer des von deutscher Seite geschaffenen Jugendwerks in Uniform handelte!), sondern wir mußten einen Zug benutzen, mit dem weißrussische "Fremdarbeiter" zur Beschäftigung in der deutschen Industrie transportiert wurden, einschließlich Entlausung an der Grenze, in einer Anlage, die etwa so aussah, wie man sich heute Auschwitz vorstellt.

Es wurde dann aber - trotz alledem - ein sehr schöner, erlebnisreicher Urlaub, mein letzter in diesem Kriege, überhaupt das letzte Erfreuliche vor der sich anbahnenden Katastrophe. Wir fuhren zuerst nach Hamburg-Ahrensburg, wo meine Stiefmutter nach der Vernichtung auch ihrer Stadtwohnung in Hamburg untergekommen war. Dann besuchten wir Hans Thams, der in Hamburg Wohnheime für ausgebombte Lehrlinge und Schüler einrichtete. Er zeigte uns, was von der Stadt noch übrig war, und in der Werft von Blohm und Voss die Abteilung für den U-Boot-Bau.

In Travemünde, wohin die letzten Mitarbeiter der Nordischen Gesellschaft nach der Zerstörung Lübecks ihre Arbeitsstätte verlegt hatten, erlebte Boris zum erstenmal das Meer, den Horizont, wo Himmel und Wasser zusammenfließen. Es machte ihn stumm. Danach reisten wir in überfüllten Zügen nach Detmold im Teutoburger Wald und wanderten zu Fuß



Mit
Boris Schimanski aus Ossipowitschi
auf Urlaub in Hamburg
Mai 1944

vom zerschossenen Hermannsdenkmal zu den Externsteinen auf dem Höhenweg über die Vogeltaufe. Ich versuchte, ihn spüren zu lassen, daß dies für uns das Herz Deutschlands und ein Heiligtum sei. Wir erlebten es in der schönsten Jahreszeit, Ende Mai.

Zum Schluß kehrten wir wieder bei Achims Eltern in Dresden ein, die Boris sofort akzeptierten. Er saß mit uns in der Oberbürgermeisterloge der Oper und zeigte, wie während der ganzen Reise, eine bewundernswerte Haltung und Einfühlungsgabe. Wir konnten ja alle nicht ahnen, was der Stadt Dresden sieben Monate später bevorstand.

Mitte Juni lieferte ich Boris wieder wohlbehalten bei seiner Mutter in Ossipowitschi ab. Er setzte das Erlebnis dieser Reise in erhöhte Tätigkeit um, wie ich gehofft hatte, genoß wohl auch bei seinen noch verbliebenen Kameraden ein entsprechendes Ansehen.

Nur war eben nicht mehr viel zu tun, weil die meisten vom Weißruthenischen Jugendwerk, vor allem diejenigen, die bereits eine Ausbildung erhalten hatten, inzwischen im Fronteinsatz standen, viele auch wohl schon gefallen waren. Zudem erfolgten nun zunehmend schwere Fliegerangriffe mit Bombenflugzeugen amerikanischen Typs, entweder aus den lend and lease-Lieferungen (39) oder nachgebaut. Wir verbrachten halbe Nächte in Splitterschutzgräben und konnten nachempfinden,

was unsere Angehörigen in Deutschland nun schon seit Jahren Nacht für Nacht durchgemacht hatten.

Im Hochsommer zerstörte dann ein besonders schwerer Angriff einen Teil von Ossipowitschi, es gab viele Verluste, auch in unserer nächsten Nachbarschaft. Viele lagen unter den Trümmern ihrer leicht gebauten Holzhäuser. Unsere eigene Luftwaffe trat in diesem Abschnitt nicht mehr in Erscheinung, und so gab es auch für unser Leuchtfeuer dort keine Einsatzbefehle mehr, sondern bald nach dem schweren Angriff den Befehl zur Rückverlegung.

Ich forderte Boris auf, mit uns zu kommen, aber er erwiderte, er könne und wolle auch seine Mutter und seinen kleinen Bruder nicht allein lassen. Wir nahmen Abschied für immer, diesmal auch von Rußland.

Wo und wie ich mit meinem Trupp wieder zu unserer Kompanie gestoßen bin, weiß ich nicht mehr, nur noch, daß wir mit dem Kompanietross und dem Fahrzeugpark in der Nähe von Suwalki, schon beinahe in Ostpreußen, in einen russischen Fliegerangriff gerieten. Unser Schirrmeister wurde schwer verletzt, ich suchte als UvD nach dem Sanitäter und kam dabei selber um etwa eine Handbreit mit dem Leben davon. Ich hörte eine Bombe fallen, ziemlich nah, warf mich zu Boden, hörte eine Doppel-Explosion und das Zwitschern des Splitterschauers dicht über meinen

Rücken hinweg. Die Balkenwand des Hauses unmittelbar neben mir war knapp über meinem Rücken vollständig durchsiebt, dahinter gestapelte Uniformstücke der Länge nach hundertfach aufgeschlitzt, in schmale Stoffstreifen zertrennt. Es war sehr eindrucksvoll.

Anfang Oktober fand ich mich in einer Wetterfunkstelle der Luftwaffe in Kulm an der Weichsel wieder, Ende desselben Monats aber bereits wieder im Einsatz, wieder mit einem Leuchtfeuertrupp, diesmal in Ostpreußen, in Passenheim, zwischen Allenstein und Ortelsburg.

Dort war ich gleichzeitig Soldat und Jungvolkführer. Zu den Veränderungen und Maßnahmen, die das Attentat auf Hitler vom 20. Juli nach sich zog, gehörte nämlich, daß Soldaten, soweit ihr militärischer Dienst es zuließ, Hitlerjugend führen durften. Der Führermangel war im sechsten Kriegsjahr natürlich eine einzige Katastrophe. So war auch der Jungstamm in Passenheim schon seit längerer Zeit führerlos, und ich übernahm ihn, konnte mich jeden zweiten Tag etwa dieser Aufgabe widmen. Von den Namen der Fähnleinführer ist mir nur Erich Murach in Erinnerung geblieben, der mich oft an die Wandsbeker Führerschaft zurückdenken ließ.

Mehr als zwei Wintermonate lang konnten wir dort noch einen relativ ungestörten

Jungvolkbetrieb durchführen, während sich rings um Ostpreußen der russische Ring immer enger zusammenzog und der Volkssturm (40) zunehmend die Verteidigung übernahm. Darin, in der zunehmenden Bedeutung des Volkssturms unter Führung der Partei sah ich damals einen späten Sieg unserer Revolution gegenüber dem Militär, das ja für uns "alte" HJ-Führer von jeher die Reaktion verkörpert hatte. Aber dieser "Sieg" kam eben leider zu spät, und die Partei war ja auch schon lange kein Organ "unserer" Revolution mehr.

***

1945

Lebhaft steht mir noch unsere Neujahrsfeier vor Augen, die ich mit den Fähnlein- und Jungzugführern in einer Turnhalle beging. Wir hatten alle Matten in der Mitte zusammengeschoben und hockten darauf im Ring. Im Unterbewußtsein saß bei uns allen, den Jungen wie mir, daß das Ende nahe sei, wenn wir es uns auch nicht eingestehen wollten. Aber dieser innere Druck war da, und so war uns mehr nach einem Gelage zumute als nach einer Feier. Die Kerzen, die wir anstelle des Feuers in die Mitte unseres Kreises gestellt hatten, konnten auch die Hoffnungsflämmchen darstellen, die in uns noch brannten, obgleich wir ja im eingeschlossenen Ostpreußen schon wie in einer Mausefalle saßen.

Nur ganz im Nordwesten, weit entfernt, war noch ein kleines Loch offen. Wie sollten die Jungen dorthin gelangen? Überhaupt, was sollte aus ihnen werden? Diese ausweglose Sorge beherrschte die letzten Wochen. Und es gab keine Antwort, jedenfalls für mich als Unteroffizier der Luftnachrichtentruppe nicht. Ich hatte keinerlei Möglichkeiten, konnte ihnen nur raten, sich querfeldein durchzuschlagen, alle Straßen und Bahnlinien zu meiden. Doch das war graue Theorie. Letztlich war ja jeder von ihnen an seine Familie gebunden, genau wie Boris in Ossipowitschi.

Das grausame Ende kam dann sehr schnell.

Es muß Angfang oder Mitte Februar gewesen sein, etwa gleichzeitig mit dem Untergang Dresdens. Eines Morgens war die politische Führung von Passenheim, Ortsgruppenleiter und örtlicher Volkssturmführer, spurlos verschwunden, "abgehauen", wie wir sagten.

Wenig später schossen russische Panzer ihre Granaten in die Ortschaft hinein. Meine beiden Obergefreiten und ich warfen in fliegender Hast unsere Ausrüstung aus dem Fenster. Als wir sie draußen im Wagen verstauten, kam ein deutscher Unteroffizier, Infanterist, um die Hausecke geschlichen, geduckt, Karabiner im Anschlag, ohne Kopfbedeckung, sichernd, als ob er in unserem Hause bereits Russen vermute. Als er uns sah, stutzte er: "Was macht ihr denn noch hier? Haut bloß ab!"

Der Motor wollte nicht, setzte alle Augenblicke aus. Mit Einspritzen von Benzin mußten wir ihn immer von neuem in Gang bringen. So stotterten wir durch Passenheim, Richtung Nordwesten. Was wir da unterwegs zu sehen bekamen, hat mich noch lange verfolgt. Ein Zwölfjähriger mit viel zu großem Rucksack, zu Fuß allein auf der Straße, die Tränen gerannen ihm zu Eis. Die Panjewagen der Flüchtlinge rutschten auf dem Glatteis weg, stellten sich quer, verstopften die Straße. Die Pferde schafften es nicht, blieben mit dem Fahrzeug am Straßenrand oder im Graben. Drei niederländische Jungen vom Freiwilligen

Landdienst - einer hieß van Brederode - nahmen wir ein langes Stück mit, mußten sie aber bei der nächsten Auffangstelle wieder hergeben und zurücklassen. Vermutlich sind sie von dort aus auch noch eingesetzt worden, wie die vom Weißruthenischen Jugendwerk.

Schließlich ein Pulk von Sechzehn- bis Siebzehnjährigen in feldgrauen Uniformjacken, vermutlich von einer Volkssturmeinheit. Ohne Stahlhelme, ohne Mützen, ohne Karabiner, nur noch Panzerfäuste auf der Schulter, kamen sie querfeldein auf uns zugelaufen, hielten uns an: "Habt ihr noch Handgranaten?" Ja, wir hatten noch ein paar. "Können wir die haben?" Wir gaben sie ihnen, und sie zogen weiter nach Osten. Irgendjemand mag ihnen gesagt haben, wie man als Einzelkämpfer feindliche Panzer "knackt". Von ihnen ist bestimmt keiner zurückgekehrt. Wir aber kamen mit unserem defekten Motor bei Dirschau tatsächlich noch über die Weichsel, vor uns und hinter uns Stabsfahrzeuge aller Waffengattungen, zum Teil mit Mobiliar überladen. Es glich mehr einer Flucht als einem militärischen Rückzug.

Das ganze wirkte gespenstisch und war zugleich paradox: die Alten türmten, und die Jugend, um deren Überleben es doch eigentlich ging oder hätte gehen müssen, opferte sich, wurde geopfert. Über diesen furchtbaren **Widersinn** komme ich heute, mehr als vierzig Jahre danach, nicht weg. Mehr noch, was

wir heute erleben, der radikale Geburtenschwund und die Füllung der Lücken mit Menschen aus anderen Erdteilen, ist im Grunde genommen nur eine Folgeerscheinung dieses damaligen Widersinns.

Mir kam wieder der Spruch auf der Ehrenwand des Thingplatzes im Hochlandlager der bayerischen Hitlerjugend 1934 vor Augen:

> "Wir sind zum Sterben für Deutschland geboren."

Damals war mir das nur unpassend erschienen für ein Erholungslager von Großstadtjungen. Jetzt erst kam mir der ganze Wahnwitz dieser Formel zum Bewußtsein. Wenn der Sinn des Geborenwerdens ist, für die jeweilige Nation zu sterben, dann können die Kinder ja auch vor der Geburt, im Mutterleibe sterben oder brauchen garnicht erst gezeugt zu werden, **wie eben heute!**

Wie kann man ein Leben opfern, das sich noch garnicht hat entfalten können, das seine Möglichkeiten, auch seine Wirkungsmöglichkeiten für die Gemeinschaft, noch garnicht hat ausschöpfen können?!

Was ich nicht selbst erlebte, sondern erst später erfuhr, rundete dieses Bild ab: bei dem Versuch, die Invasion der Engländer und Amerikaner in der Normandie aufzuhalten, wurde die Division "Hitlerjugend" der Waffen-SS fast vollständig aufgerieben. Das heißt,

etwa zehntausend siebzehn- bis achtzehnjährige Jungen mit ihren auch erst neunzehn- bis zwanzigjährigen Unterführern sind dort in wenigen Wochen gefallen. Es war das "Langemarck" des Zweiten Weltkriegs.

Und in den letzten Kämpfen um und in Berlin im April 1945 setzte Reichsjugendführer Arthur Axmann fünfzehnjährige Hitlerjungen ein. Es gibt ein Foto aus diesen Tagen, oft gezeigt. Darauf ist Adolf Hitler vor seinem Bunker zu sehen, mit hochgeschlagenem Mantelkragen, im Gesicht die deutlichen Spuren der "Behandlung" durch seinen Leibarzt Dr. Morell (**41**), wie er solche Jungen begrüßt, die sich in diesen Kämpfen ausgezeichnet hatten. Ich weiß nicht, ob Zahlen bekannt sind, wieviele ihrer gleichaltrigen Kameraden dabei gefallen sind. Sie selbst werden sehr wahrscheinlich auch noch gefallen sein. Dieses Bild steht stellvertretend für den oben gekennzeichneten Widersinn. Es ist ein Symbol und zeigt die Bedeutung des Wortes "Hitlerjugend" in seiner ganzen Tragik.

***

Fünfzehn Jahre später übernahm ich, aus Südamerika zurückgekehrt, die Lektorenarbeit an dem Buchmanuskript "Grenadiere" von Obergruppenführer Meyer, dem Kommandeur der Division "Hitlerjugend" der Waffen-SS. Es ergab sich ein Gespräch unter vier Augen.

Ich sagte, ich könne diese Arbeit nur übernehmen, wenn er mir eine sehr persönliche Frage gestatte. Er werde mir diese Frage vielleicht übelnehmen und das Gespräch beenden, aber ich müsse sie stellen, es sei das ein inneres Muß.

Ja, was denn?

"Wie wird man als verantwortlicher Kommandeur seelisch damit fertig, daß unter dem eigenen Befehl zehntausend blutjunge Soldaten, die Zukunft unseres Volkes, tot daliegen?"

Nach einer Pause:

"Damit wird man überhaupt nicht 'fertig'!"

Genügt das?

*****
***
*

NACHWORT

Beim Niederschreiben weit zurückliegender Erinnerungen kommt vieles wieder voll zum Bewußtsein, manches vielleicht sogar noch deutlicher als damals, weil man es heute erst im Zusammenhang mit dem Gesamtgeschehen sehen kann. Doch die Enttäuschung darüber, daß vieles sich ganz anders entwickelte, als wir es uns vor 1933 vorgestellt und angestrebt hatten, beherrschte unser Denken nicht ständig, sondern nur sporadisch.

Dazwischen gab es ja auch eine Fülle glücklicher Erlebnisse und erfreulicher Eindrücke, von denen man sich innerlich tragen lassen konnte. Höhepunkte in dieser Hinsicht waren die Führerfahrten der Hamburger HJ-Führer 1931/32, das Hochlandlager bei Murnau 1934 und die Fahrten mit der Belegschaft des Studentischen Kameradschaftshauses der SS in der Gabelsberger Straße, die Anfangszeit in der Redaktion der Wochenzeitung "Die HJ" in München, die Arbeit als Kulturabteilungsleiter der Hamburger Jugendbehörde, der Sommerurlaub mit Familie Ammon am Staffelsee (1937), dann die sehr glückliche Zeit der Wochenendschulungen mit der Führerschaft des Jungbanns Hamburg-Wandsbek und gleichzeitig die Arbeit in der Nordischen Gesellschaft in Lübeck. Das war der Höhepunkt überhaupt, vergleichbar nur noch den Jahren 1950 bis 1952 und der so inhaltsreichen Arbeit im Dürer-Verlag in Buenos Aires,

dem zweiten absoluten Gipfel.

Im Krieg war die relativ erfreulichste Zeit für mich der Frühsommer 1943 in Krasny. Das war wie ein Aufatmen nach den grausamen Schlägen des Jahres davor, Hamburg, Lübeck und Achims Tod.

Nach der Rückkehr aus Argentinien 1954 durfte ich dann die Wiederbegegnung mit der Jugendbewegung in ihren verschiedenen Varianten erleben. Die Arbeit am "Politischen Lexikon" und danch am "Politischen Geschehen des XX. Jahrhunderts" verlief zwar unter ziemlich üblen Begleitumständen, aber das Ergebnis war für mich doch befriedigend. Der krönende Schlußpunkt war das Erscheinen meines "SONNENSPIEGEL" genau zu meinem 70. Geburtstag.

Alles in allem Grund genug, dem Leben sehr dankbar zu sein, trotz der gelegentlichen Tiefschläge, die wohl auch dazu gehören.

Nur wird das Ganze überschattet und verdunkelt durch die unabweisbare Bedrohung des organischen Lebens auf dieser Erde überhaupt durch den homo sapiens, die "Krone der Schöpfung". Aber das wissen die Leser dieser Zeilen ja selbst, und mit dieser Feststellung muß jeder Rückblick, jede Erinnerung schließen. Was wiegt dagegen unser persönliches Schicksal?

Was in Milliarden Jahren auf unserer Erde sich Zug um Zug entfaltet hat von den ersten

lebendigen Molekülen bis zur Douglasfichte, bis zum Blauwal, zerstört der Mensch in wenig mehr als einem halben Jahrhundert mutwillig und klar sehenden Auges, man muß schon sagen: mit voller Absicht!

Dafür gibt es keinen angemessenen Ausdruck mehr. Da versagt unsere Sprache. Worte wie "Schuld" oder "Verbrechen" wirken da lächerlich, man kann nur noch schweigen.

Schleswig, 24. März 1992
Dieter Vollmer

***

Was mir zu sagen
war aufgetragen,
wurde Jahr um Jahr
vielen gesagt.
Wer es vernommen,
zu sich gekommen,
das wird sich zeigen.
Zeit ist's
zu schweigen.
Freude sei dem,
der zu leben
noch wagt!

***

ANMERKUNGEN

(1) Prof. Dr. Hans F. K. Günther, * 1891 in Freiburg, beschrieb seit Ende der zwanziger Jahre im Auftrage des Verlegers J. F. Lehmann, München, die europäischen Menschenrassen und gab ihnen ihre heute noch gebräuchlichen wissenschaftlichen Bezeichnungen. Nach dem zweiten Weltkrieg erschienen seine Arbeiten im Verlag von Franz von Bebenburg, Pähl.

(2) Conn führt in dieser Schrift aus, daß eine dem Wesen und Gedeihen nordeuropäischer Völker entsprechende Innenpolitik mit der christlichen Glaubenslehre auf die Dauer unvereinbar ist.

(3) SA war die Abkürzung für die Sturmabteilungen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei (NSDAP), die mit dem "Reichsbanner" der Sozialdemokratischen Partei und dem "Roten Frontkämpferbund" der Kommunistischen Partei vor 1933 den politischen Kampf auf der Straße austrugen.

(4) Die Bünde der alten Jugendbewegung wurden nach 1933 mit zunehmender Schärfe verfolgt und in die Opposition gedrängt. Nicht wenige ihrer Gruppen- und Bundesführer kamen in Konzentrationslagern ums Leben (z.B. Robert Oelbermann vom Nerother Wandervogel) oder wurden hingerichtet (z.B. die Geschwister Scholl von der "Weißen Rose", ursprünglich in der "d.j.1.11.)

(5) Der Lebens- und Führungsstil der frühen Hitlerjugend war noch bis 1935 etwa örtlich sehr verschieden. In Hamburg war er noch weitgehend "bündisch", das heißt, im Geiste der mannigfachen Zwischenformen zwischen Wandervogel und Pfadfindertum.

(6) Die Jugendorganisation des Nationalsozialismus wurde 1926 unter der Bezeichnung Deutsche Arbeiterjugend gegründet. Den Namen Hitlerjugend bekam sie 1929. Er galt im engeren Sinne nur für die 14- bis 17jährigen. Die 10- bis 13jährigen, die sogenannten "Pimpfe" wurden im "Deutschen Jungvolk" zusammengefaßt.

Die kleinste Einheit war in der HJ die Kameradschaft, im DJ die Jungenschaft. Der Schar in der HJ entsprach der Jungzug im DJ, der Gefolgschaft in der HJ das Fähnlein im DJ, dem Unterbann der Stamm, dem Bann der Jungbann (in Regimentsstärke).

(7) Zur Hitlerjugend gehörte auch der "Bund deutscher Mädel" (BDM). Auch dort hatten die Jüngeren (10 bis 13) ihre eigenen Jungmädeleinheiten. Ihre Gliederung entsprach der von HJ und DJ, von der Mädelschaft bis zum Untergau und Gau.

(8) Jungenschafts- und Jungzugführer im Alter von 18 bis 20 Jahren galten damals im Jungvolk als ein Unding. Sie sollten nicht älter als 15 sein, dann entweder größere Einheiten, Fähnlein und Stamm, übernehmen oder in die HJ übernommen werden.

(9) Unter Reaktion verstanden wir das Gegenteil von Revolution, besonders im Hinblick auf den nationaldeutschen Sozialismus, der uns "alten" HJ-Führern als unser Revolutionsziel vorschwebte.

Die deutschnationale Volkspartei unter Hugenberg und der "Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten" unter Seldte, aber auch die Reichswehr des Herrn von Seekt und des Herrn von Fritsch, beide Monokelträger, waren für uns der Inbegriff der kapitalistischen Reaktion.

(10) Die "völkische Weltanschauung" beruhte ja wesentlich auf eugenischen Gesichtspunkten. Dazu gehörte auch ein heute so ganz und gar unmöglicher Begriff wie "Rassenhygiene". Sollte, konnte oder durfte man darüber schon zu Jungvolkjungen sprechen? Das war das Problem, und da meuterte eben die "Meute".

(11) Zur körperlichen Eingewöhnung in das mitteleuropäische Klima, vor allem für die aus tropischen Ländern Kommenden.

(12) Im Rahmen der bündischen Jugend waren der von den Brüdern Oelbermann gegründete "Nerother Wandervogel", die von Eberhard Köbel (genannt "tusk") 1929 von der "Deutschen Freischar" abgetrennte "d.j.1.11." (Deutsche Jungenschaft vom 1. November) und das Schweizer "Graue Korps" des in vielfacher Hinsicht genialen Prof. Alfred ("Fred") Schmid die extremsten Ausformungen der dritten, jungenschaftlichen Phase der deutschen Jugendbewegung.

(13) Eberhard Köbels ("tusk's") mitreißende Erzählung "Die Leonenrotte" schildert einen geistig, seelisch und musisch gleichermaßen hochbegabten Jungen aus gut bürgerlichem Hause, der unversehens einer besonders stilreinen jungenschaftlichen Gruppe begegnet, von ihr im Sturm gewonnen wird und bei ihr zu seinem eigentlichen Ich, zu seinem innersten Wesenkern findet.

(14) Es war der Tag des Hitler-Putsches gegen die damalige Regierung in München (1923), bei dem die Bayerische Landespolizei die Spitze des Zuges mit Hitler und General Ludendorff vor der Feldherrnhalle unter Feuer nahm. Die Opfer dieses Tages bildeten, wie auch der in Berlin ermordete SA-Sturmführer Horst Wessel den Kern der Tradition der nationalsozialistischen Bewegung.

(15) Das "Braune Haus" in der Münchner Briennerstraße war seit etwa 193o der Sitz der Parteiführung der NSDAP.

(16) Es wurden an diesem 30. Juni 1934 in Berlin und anderen Orts auch Personen erschossen, die nichts mit dem geplanten Röhm-Putsch zu tun hatten. Der Streifendienst der Hitlerjugend und die Stabswache der Reichsjugendführung waren bewaffnet, maßten sich Polizeibefugnisse an und beglichen bei dieser Gelegenheit "alte Rechnungen" gegen unliebsame ehemals oder noch "Bündische".

(17) Unter der Bezeichnung "Weißer Ritter" vollzog sich der Zusammenschluß von Wandervogel- und Pfadfinder-

bünden zur "Deutschen Freischar" in mehreren Schüben von 1924 bis 1927. Es war der Beginn der zweiten, der "bündischen" Phase der deutschen Jugendbewegung. Führende Köpfe waren Ludwig Voggenreiter, Martin Voelkel und Ersnt Buske.

(18) Martin Luserke, Erzieher und Schriftsteller, * 3.5.1880 Berlin, + 1.6.1968 Meldorf; Mitarbeiter des Schulreformers Gustav Wyneken, seit 1910 Leiter der "Freien Schulgemeinde" Wickersdorf und seit 1925 der "Schule am Meer" auf Juist; Anreger des Laienspiels; schrieb meisterhafte Novellen und bedeutende historische Romane (Hasko, Der eiserne Morgen, Die hohe See).

(19) Der "Pimpf im Dienst" war die Dienst- und Ausbildungsvorschrift für das Jungvolk. Er zielte bereits auf die vormilitärische Ertüchtigung in den späteren Wehrsportlagern der Hitlerjugend hin und ging insofern über Lord Baden-Powell's (Gründer der Pfadfinderbewegung) "scouting for boys" hinaus.

(20) Im Amt für Weltanschauliche Schulung (WS) der Reichsjugendführung arbeitete z.B. O. W. von Vacano, dessen weltanschauliche Richtung ich zwölf Jahre nach dem Kriege kennenzulernen Gelegenheit hatte.

(21) Alles, was nicht genau der Bekleidungsvorschrift der Reichsjugendführung entsprach oder als bürgerliche Zivilkleidung gelten konnte, war verboten und wurde beschlagnahmt. Vergl. auch Anm. 16.

(22) Gerhard Schumann griff damals den wuchernden nationalen Kitsch an und dichtete: "Und nach den Siegen kommen, die sie feieren. Dann sind sie groß und der Soldat ist stumm. Sie teilen reichlich Ruhm aus und sie leiern das Blutlied schier zum Gassenhauer um." Nach dem Kriege gründete Schumann in Bodman am Bodensee den Staufer-Verlag.

(23) Auch diese drei Komponisten konnten nach dem Krieg noch schöpferisch tätig sein, obgleich sie im Zuge der Umerziehungstendenz keine öffentliche Anerkennung erwarten durften.

(24) "Deutschland in Geschichte und Gegenwart", Tübingen (Grabert), 3/1988, Seite 19 ff.

(25) Vergl. Caspar von Schrenck-Notzing, Charakterwäsche, Neuauflage 1990 und: Armin Mohler, Der Nasenring, 1989 (?)

(26) Vergl. Anm. 24, besonders Seite 21 **und:** Dieter Vollmer, Das größere Vaterland, Selbstverlag, Druck in Heidelberg, 1975, Seite 8

(27) Roald Amundsen, norwegischer Polarforscher der zwanziger und dreißiger Jahre

(28) Der Gauleiter der NSDAP im Ruhrgebiet, Terboven, (Zitat: "Wir sind der Gau der Rabauken") war zum

Reichskommissar für das besetzte Norwegen ernannt worden und erwies sich als denkbar ungeeignet für den Umgang mit den besonders sensiblen und mit England sympathisierenden Norwegern.

(29) Vidkun Quisling (1887-1945) war in den zwanziger Jahren engster Mitarbeiter Fridtjof Nansens bei der Bekämpfung der Hungersnot in Rußland, 1931-1933 norwegischer Kriegsminister, seit 1. Februar 1942 Ministerpräsident während der deutschen Besetzung, 1945 wegen angeblichen "Hochverrats" zum Tode verurteilt und in der Festung Akerhus standrechtlich erschossen. Näheres: Ralph Hewins, Quisling prophet without honor, London 1965 und: Hannes Rein, "Wer war Quisling?" in: "Der Weg", Buenos Aires (Dürer), 1950, Seite 654 ff.

(30) Mussert, seit Anfang der vierziger Jahre Führer der niederländischen Nationalsozialisten, die mit Deutschland während der Besetzung zusammenarbeiteten und nach dem Krieg als "Kollaborateure" mit pathologischer Grausamkeit verfolgt wurden.

(31) Aus Geheimhaltungsgründen wurden im Kriege die jeweiligen Aufenthaltsorte der Truppenteile nicht genannt. Die Postversorgung der Soldaten lief über ein besonderes Nummernsystem und eigene Feldpostämter.

(32) Es gab drei Adolf-Hitler-Schulen. Sie waren in den Ordensburgen der Partei, in Krössinsee/Pommern, Vogelsang/Eifel und Sonthofen/Allgäu untergebracht und dienten (neben den Nationalpolitischen Erziehungs-

anstalten) der Elitebildung. Jungen, die dort im Alter von 12 Jahren aufgenommen wurden, mußten zuvor drei Ausleselehrgänge durchlaufen haben, die vom Reichsorganisationsleiter der Partei und vom Reichsjugendführer inspiziert wurden. Die Erzieher der A.-H.-Schulen wurden an einem eigens für sie geschaffenen Seminar ausgebildet.

(33) 1937/38 hatte ich den Wandsbeker Jungvolkführern in der Hoisdorfer Jugendherberge noch gepredigt, nach dem Ableben Adolf Hitlers müsse einmal "die Idee" an seine Stelle treten und zur verpflichtenden Richtschnur für unser Leben und Handeln werden (vergl. "Revolution zu uns selbst"). Aber nun war die "Idee", wie wir sie verstanden und empfanden, schon vor Hitlers Tod gestorben. Er hatte sie selbst verlassen und damit getötet. So blieb uns nur die verzweifelte Hoffnung, er werde nach dem Krieg zur ursprünglichen Zielsetzung zurückkehren, sowohl in anthropologischer, rassenbewußter, als auch in sozialistischer, antikapitalistischer Hinsicht. Mit der Nachricht von seinem Tod 1945 brach auch die letzte Hoffnung zusammen.

(34) In Italien war Mussolini gestürzt worden und Marschall Badoglio, der ihn verhaften und auf dem Gran Sasso internieren ließ, trat auf die Seite der Westmächte.

(35) Die Partisanen, die hinter den deutschen Linien mit zunehmendem Erfolg operierten, zwangen vielfach junge Russen und Weißruthenen, sich ihnen anzuschließen. Wer in den Verdacht geriet, mit den Deutschen zusammengearbeitet zu haben, hatte kaum Überlebenschancen.

(36) **Rasse** als biologische Gegebenheit, schicksalhaftes Erbe, und **Volk** als historisch gewordene Gemeinschaft, veränderlich, vom jeweiligen Selbstverständnis abhängig und austauschbar, wurden in der nationalsozialistischen Propaganda ständig durcheinandergeworfen (wie in nationalen Kreisen vielfach heute noch),

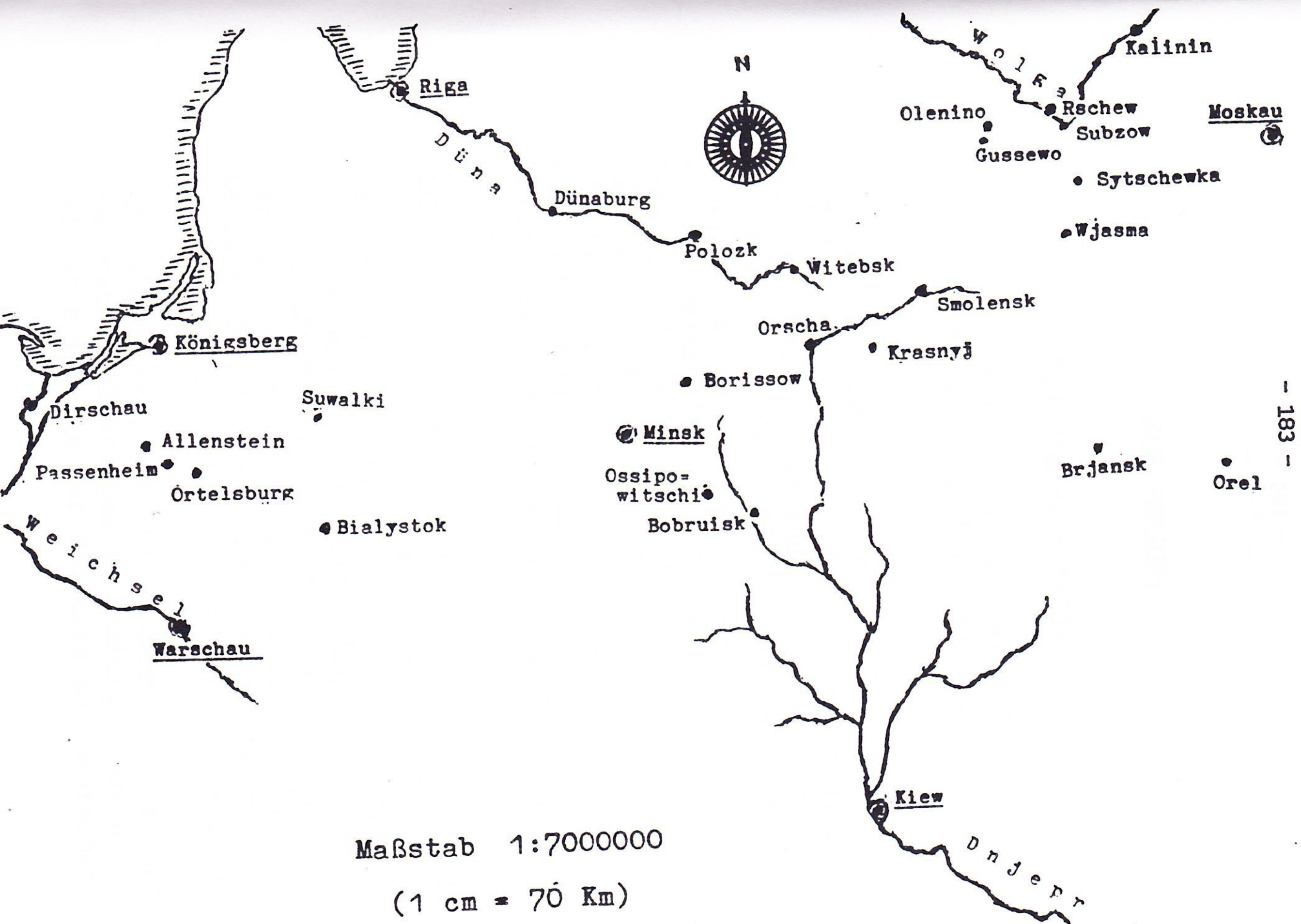
(37) Männer im Alter von 55 bis 65

(38) Der Gauleiter der NSDAP in Ostpreußen, Koch, führte sich als Reichskommissar für die Ukraine auf wie ein russischer Bojar zur Zarenzeit.

(39) Gemäß dem lend-and-lease- (Pacht- und Leih-) Vertrag belieferten die USA die Sowjetunion mit Kriegsmaterial aller Art, teils in Geleitzügen über See (dem Ziel der deutschen U-Boote), teils durch die Luft (von Fairbanks in Alaska aus).

(40) Der Volkssturm bestand aus Männern über 60 und Jungen unter 16 Jahren. Er war nicht der Wehrmacht, sondern der Partei unterstellt.

(41) Morell, dem Hitler absolut vertraute, war als Leibarzt an die Stelle von Dr. Brandt (1947 in Landsberg am Lech von den Amerikanern gehenkt) getreten und steht in dem Verdacht, seinen Patienten durch entsprechende Medikamente schrittweise gesundheitlich zu Grunde gerichtet zu haben.



Maßstab 1:7000000

(1 cm = 70 Km)

ZUR PERSON:

H.W.Dietrich Vollmer

* 11. November 1913
in Hamburg, Klosterallee

Mein Vater, Johannes A. Vollmer (1871 - 1941) stammt vom Niederrhein, war Altphilologe und Theologe, Ehrendoktor der Universität Bonn, Begründer (1931) und zehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, Leiter des Deutschen Bibelarchivs, Forschungsstätte zur Erfassung des biblischen Einflusses auf die deutsche Kultur, in Hamburg. Die Familienüberlieferung besagt, daß die Vollmers mit Gustav Adolf während des dreißigjährigen Krieges aus Schweden nach Deutschland gekommen sind.

Meine Mutter, Elisabeth Vollmer, geb. Ahlfeld (1877-1936) war die Tochter des Gynäkologen Friedrich Ahlfeld, Leiter der Universitäts-Frauenklinik und zeitweilig Rektor der Universität Marburg a.d.Lahn. Dessen Vater war der Hofprediger Friedrich Ahlfeld in Leipzig. Die Mutter meiner Mutter stammt aus dem Verlagshaus Grunow, ebenfalls in Leipzig.

Ich selbst wurde ein halbes Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Hamburg geboren und hatte infolge der Blockade der Deutschen

Bucht durch Großbritannien über das Kriegsende hinaus (bis 1919) und der unzureichenden Nahrungsmittelversorgung Hamburgs gesundheitlich einen schlechten Start (Hungerödeme).

Sonst aber hatte ich eine glückliche Kindheit, im Schutze einer intakten Familie, mit drei wesentlich älteren Geschwistern und reger Verbindung zu einer ausgedehnten Verwandtschaft.

Meine Mutter spielte überdurchschnittlich gut Klavier, sang, malte und photographierte sehr viel, dem damaligen technischen Stand der Photographie entsprechend.

Auch mein Vater war sangesfreudig. Es wurde Hausmusik gepflegt, fast jeden Abend gemeinsam vorgelesen und die häuslichen Feste mit viel Liebe und Phantasie ausgestaltet. Es entstand eine eigene häusliche Tradition, und an den Geburtstagen konnte sich jeder von uns persönlich voll anerkannt und von Liebe getragen wissen.

Politisch waren meine Eltern Bismarckverehrer und deutschnational. Der Vererbung sowohl körperlicher als auch seelischer und charakterlicher Eigenschaften maßen sie entscheidende Bedeutung bei. In religiöser Hinsicht waren sie überzeugte Lutheraner aber keine Pietisten. Mein Vater verehrte Harnack und war als wissenschaftlich forschender Theologe eher liberal als orthodox eingestellt. Meine

älteren Geschwister standen zeitweilig in der Jugendbewegung und brachten oft ihren sehr lebendigen Freundeskreis mit nach Hause, so daß wir sonntags häufig an einer großen Tafel saßen. Ich habe nie begriffen und verstehe heute noch nicht, wie meine Eltern das damals wirtschaftlich gemeistert haben, mit dem Gehalt eines Oberlehrers, auch während der Inflation.

Das war also der Rahmen und die Atmosphäre, in der ich aufwuchs und die mich zweifellos stark geprägt haben. Wir waren im Jahre 1917 aus der Großstadt ins Hamburger Landgebiet gezogen und hatten dort ein eigenes Haus mit großem Garten erworben, mit Obst- und Gemüseanbau und eigenen Hühnern, zeitweise sogar Gänsen. In mancher Hinsicht waren wir Selbstversorger.

Ostern 1923 kam ich auf das Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek, ein humanistisches Gymnasium mit Latein und Griechisch, und fuhr jeden Tag mit der Bahn dorthin, neun Jahre lang, bis zum Abitur. Dort, auf der Schule und während der langen Bahnfahrten, entstanden die ersten Freundschaften, dort geriet ich in den politischen Sog jener Jahre. Beides ist kaum voneinander zu trennen. Langsam, unter sehr vielfältigen Einflüssen begann sich eine eigene Anschauung von der Welt und den Menschen zu bilden, später auch eine eigene Art von Frömmigkeit.

***

